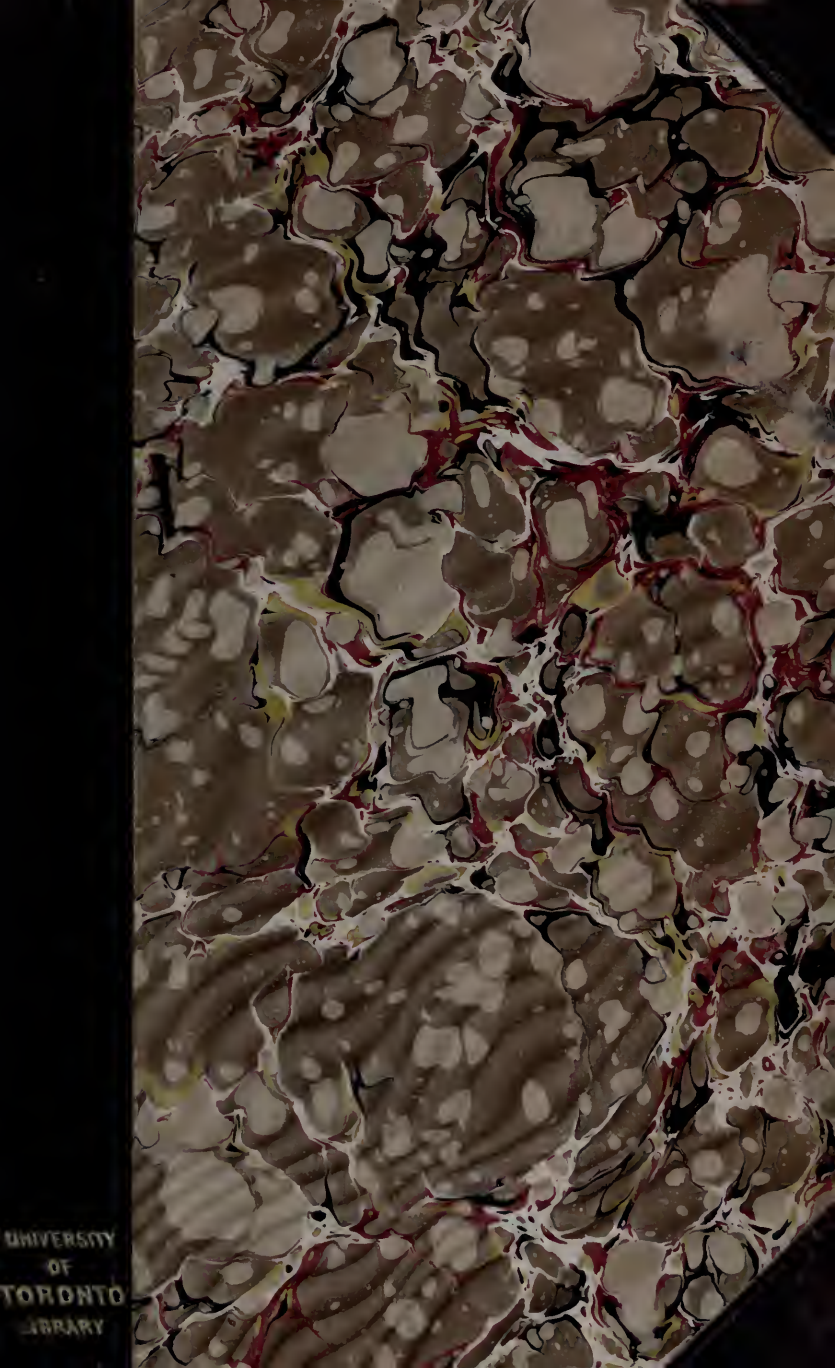

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Novellen

von

Levin Schücking.

Zweiter Band.

385n

Novellen

von

Levin Schücking.

Zweiter Band.

27715
16/6/93.

Pesth, 1846.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, Georg Wigand.

Inhalt des zweyten Bandes.

Seite.

Der Familienschild I. 1

Der Familienschild II. 57

Wein = und Liebeshandel 95

Große Kinder 247

Der Familienschild.

I.

Unfern des in unsern Tagen so bekannt gewordenen Forts Ham in der Picardie lag im siebzehnten Jahrhundert ein Schloß, oder besser, eine Art ritterlichen Burghauses, das den Namen Moyencourt führte. Es war von einer Waldebene umgeben, die bis an die Ufer der Somme zwischen Amiens und Peronne gen Norden sich dehnte und südlich in die Gegend von Noyon hinauszog; und wenn nicht durch die Natur befestigt, hatte es doch seine schützenden Vorrichtungen gegen die Besuche ungeladener Gäste in einer starken Ringmauer mit zinkengekrönter Brustwehr und einem breiten Graben, der die Gebäude, Höfe und schmalen Gärtchen der Besitzung umschloß. Moyencourt sah mit einem Air heruntergekommener Aristokratie in die stillen Hol-

zungen hinaus; Zugbrücke, Thor, Wappen und Giebel prangten noch mit allem Stolze der Seigneurie, aber verwittert und von Moosausschlägen übergrünt, und auf dem Hofe hatte eine höchst bürgerliche Wirthschaft Holzvorräthe aufgehäuft, einen Verschlag für eine Ziege angebracht und eine Schaar Hühner aufgezogen. Auch erinnerten sich die ältesten Leute nicht, daß Moyencourt von seiner Herrschaft bewohnt worden sey; sie lebte seit undenklichen Zeiten auf Chateau Mussard in der Bretagne und ließ einen in den Unruhen der Fronde zum Invaliden geschossenen Diener unter dem stolz klingenden Titel eines Seneschall auf dem entlegenen Gute hausen.

Dieser Seneschall von Moyencourt, Adhemar Derepont oder Faineant, wie ihn der Witz der Dörfler in dem keine zwanzig Minuten vom Schlosse entfernten Oertchen nannte, hatte in dem verlassenen Gebäude, für dessen Erhaltung nichts mehr verwandt wurde, dessen meiste Grundstücke und Zubehörungen schon seit den Zeiten der Jungfrau Johanna als antichretische Hypothek dienten, wenig Mühwaltung und ein gar bequemes Leben; eigentlich hatte er gar nichts zu thun und dazu einen Knecht, »der ihm half.« Bei dem Thä-

tigkeitstriebe, den man als charakteristisches Merkmal französischer Art zu nennen pflegt, hätte eine solche Stellung Adhemar unerträglich seyn müssen; aber er wußte durch eine besondere, glückliche Gemüthsanlage sich zu trösten und manche bescheidene Freude der harmlosesten Art in seinem Amte zu finden. Denn erstens hatte der Seneschall den ganzen Tag über Zeit, sich lediglich als den Vertreter des très-noble et très-puissant seigneur, Gaston Gervais Gilbert Seroy, Baron de Mussard de Moyencourt zu betrachten, und darin lag für den alten Frondeur ein so erhebendes Gefühl, daß er nicht umhin konnte, ihm sehr oft Worte zu leihen und dabei auf den uralten Glanz des Hauses de Mussard überzugehen, welches eigentlich aus Isle de France stamme und von dem Austrasier Maussadis sich herschreibe, so einer der Ritter gewesen, auf deren Schultern, in einem silbernen Schilde stehend, Dagobert II. vor allem Volke zum König erhoben sey. Zweytens verstand Adhemar den glücklichen Fund einer kleinen Arbeit so gut zu benutzen, daß jedesmal mindestens eine Woche verfloß, bis er sie ganz vollendet erklärte, und François, sein Gehülfe, der gähnend hinter ihm zu stehen pflegte, der Empfehlungen von Ruhe, Be-

dachtsamkeit und reiflicher Ueberlegung zu und bei jedem Dinge überhoben war.

»Der Vormittag wird morgen darüber hingehen, daß ich das große Messer schleife, und am Nachmittage werde ich mit Gottes Hülfe wohl mit dem Schärfen der Axt fertig,« sagte Adhemar, als Beide eines Abends in der Kammer des Seneschalls vor einem Kamine saßen, dessen Flammen trotz des Frühlingswetters verschwenderisch aus der, ihnen auf Discretion zur Benutzung überlassenen, Holzung um Moyencourt genährt wurden. »Wir können dann übermorgen zum Werke schreiten.« —

»Mit Gottes Hülfe,« sagte François, indem er eine vor ihm stehende Mäusefalle, die er eine halbe Stunde lang betrachtet hatte, mit dem Fuße auf die andere Seite drehte, um an dieser seine tiefsinnig schweigsamen Beobachtungen fortzusetzen.

»Vorausgesetzt,« fuhr Adhemar fort, »daß Du morgen mit der Reparatur der Mäusefalle, welche Du nachgerade für nöthig hältst, zu Ende kommst.«

»Es war in der Woche vor Weihnachten, daß ich die letzte fing,« sagte François mit einem Seufzer;

»seitdem haben sie jede Nacht den Speck herausgefressen!«

»Und ferner vorausgesetzt,« sprach Adhemar, »das Wetter bleibt gut, damit Du Dich nicht erkältest, François, wenn Du den Draht aus dem Dorfe zu holen gehst.«

François fuhr mit der breiten Hand sacht über seine zufallenden Wimpern.

»Geh jetzt zu Bette, François,« sagte Adhemar; »der müde Arbeiter ist der Ruhe werth. Steh nicht so früh wieder auf wie heute; die Jugend muß sich ausschlafen. Als ich in Deinem Alter war, da mußt' ich Winter und Sommer um vier zu den Pferden in den Stall; ich weiß aus Erfahrung, wie beschwerlich und unangenehm das frühe Aufstehen ist, und wollte, Du glaubtest mir auf's Wort, François, und bliebest liegen.«

Nachdem das Messer geschliffen und die Art geschärft war, beschloß Adhemar an einem Morgen, der ihm in jeder Hinsicht durch seine Heiterkeit, Windstille und anmuthigen, nicht zu grellen Sonnenschein passend und förderlich schien, an das so reiflich vorbereitete Werk zu gehen. Er trat aus der Halle von Moyen-

court auf den Absatz der hohen Haustreppe hinaus, legte sein Geräth auf die Balustrade und glättete sein langes, schwarzes Tuchwamms, das eine vom Halse bis zum Knie laufende dichte Reihe silberner Knöpfe zierte; und nachdem noch die Gürtelspange fester geschnallt war, ließ er sein schmal geschlitztes, in's Grünliche schillernde Auge über den fast dreieckigen Burghof gleiten. Er kehrte mit der befriedigenden Ueberzeugung zurück, daß Alles gut und in gewohnter Unordnung war. François saß in einem Winkel auf einem Haufen zerklaubten Holzes und schien aus dem bloßen Gefühle des Daseyns und der Einwirkung des vortrefflichen Wetters die Empfindung von Heiterkeit und allseitiger Zufriedenheit mit seinem Zustande zu schöpfen, die aus seinen Zügen sprach, wenn er zu dem blauen Himmel und den gewundenen Röhren der hohen Essen hinaufblickte. Er erhielt den Befehl, eine Leiter herzubringen. Es wäre Verläumdung, zu behaupten, daß nun mehr als eine halbe Stunde noch verflossen, ehe man hätte inne werden können, worin Adhemars Vorhaben eigentlich bestanden.

Ungefähr um so viel Zeit jedoch mochte der Zeiger an der Uhr im Thorthurme weiter gerückt seyn, als die

hagere, lange Gestalt des Seneschalls mit ihrem Gesichte vom entschiedensten Henry-Quatre-Typus endlich die Höhe der Leiter einnahm, welche auf den Absatz der Haustreppe gestellt war und unter dem Wappenschilde über der Thür sich anlehnte. Unten stand François und stützte sie zu größerer Sicherheit mit der ungemessenen Breite seines Rückens, indem er den Hühnern, die in einem Haufen Kehrsand sich badeten, zuschaute, und von Zeit zu Zeit langsam den Kopf zur Seite neigte, so oft Adhemar oben eine Moosflocke von den Quartieren des Steinwappens auf seinen breiten Strohhut fallen ließ. Denn das Unternehmen des Seneschalls war kein anderes, als das Moos, den Steinbrech und die Wucherpflanzen, so seit Jahren auf den Feldern, Fluchten und Zimieren dieses heraldischen Prachtstücks sich eingenistet hatten, zu entfernen, den Colonisationsversuchen der Schwalben und Spatzen, die über und unter demselben sich angesiedelt, ein gewaltsames Ende zu setzen, und endlich eine junge Fichte, welche von irgend einem vagabundirenden Finken im Keime dorthin verpflanzt seyn mochte, und fröhlich jetzt in die heitere Luft aufstieg, mit der Art abzuhauen. Zugleich benutzte Adhemar die Gelegen-

heit, von den Staffeln herab wie ex cathedra den Reichthum seiner genealogischen und heraldischen Kenntnisse zu entfalten, indem er die Bedeutung des Familienwappens nach bestem Wissen und Verstehen auseinanderzusetzen sich bemühte.

»Hab' ich nicht gesagt, François, daß, sobald ich dieß untere Feld vom Moos gereinigt, von oben nach unten laufende Striche zum Vorschein kommen würden? Nun sieh! das bedeutet einen rothen Schild. Merke Dir das, François, damit man nicht sage, Du habest nutzlos so lange mit dem alten Derepont zusammengelebt. Solche Striche bedeuten roth.«

»Roth!« sagte François, ohne aufzublicken.

»Nichtsdestoweniger,« nahm der Seneschall wieder das Wort, »bist Du ein äußerst dummer Mensch, wenn Du sagst, dieser Schild mit den von oben nach unten laufenden Strichen sey roth. Du mußt sagen: er ist »Gueule;« das ist der rechte Ausdruck.«

François schien nichts dagegen einzuwenden zu haben, ob der Schild roth, gueule oder aschfarben sey; nach einer guten Weile aber warf er den Kopf in den Nacken und fragte: »Wenn nun aber die Striche von unten nach oben laufen?«

Der Seneschall wandte sich auf seiner Leiter um, steckte sein Messer in den Gurt und sah verwundert in das auf einer der Staffeln liegende, zu ihm emporschauende Haupt des Knechtes.

»Von unten nach oben? Ja, das ist freilich eine Frage, um einen verwirrt zu machen. Ich denke, es ist am besten, Du sinnst selbst darüber nach.«

Er fuhr in seiner Arbeit fort. »Dieß ist der Helm für das Feld von Gueule; das Zimier besteht aus zwey Adlerflügeln. Merke Dir das, François.«

»Adlerflügeln,« sagte François.

»Nichtsdestoweniger wärst Du nicht viel besser als ein Dummkopf, wenn Du sagst Adlerflügel, François: Du mußt sagen »Fluchten.«

»Aber zum Henker, Messire Adhemar, Ihr führt ja die Leute irre mit Euren Flügeln und »Fluchten!«

»Thut nichts, mein Sohn, je edler die Wissenschaft, desto dornenvoller der Weg zu ihr; und diese ist die edelste, das steht fest. Sieh, das hier ist der Mohrenkopf der Montmorencys. Du weißt, die Montmorencys sind die ältesten Edelleute der Christenheit: ein Montmorency kommandirte, wie das jedes Kind in Frankreich Dir sagen kann, als Kapitän die Gendar-

merie, als unser Herr und Heiland Jesus Christ gekreuzigt wurde; woraus deutlich abzunehmen, welch altes Geschlecht die de Mussards sind, daß sie den Schild der Montmorency mit in den Quartieren ihres Wappens führen. — Dieses hier ist der Herzschild; die goldne Haarlocke im purpurnen Feld, was die schrägen Striche von der Linken zur Rechten andeuten, ist die Locke, welche Chilperich III., dem der kleine Pipin den Kopf hatte kahl scheeren lassen, einem Ahnherrn unseres Hauses schenkte, als er in's Kloster zu Soissons abgeführt wurde.«

»Hatte er denn da noch Locken zu verschenken, als er kahl geschoren war?«

»Das ist eine kindische Frage, François; glaubst Du, die Wissenschaft bestehe darin, gegen die Einwendungen eines Perückenmachers gerüstet zu seyn?«

Es war Abend geworden, bis der Seneschall mit seiner Arbeit zu Ende gekommen; die Sonne stieg hinter den fernen Waldungen am Horizonte nieder, und lag wie Purpur auf den kleinen, bleigefaßten Scheiben, wie ein goldener Glast auf den weißen Essen, den Giebeln und Zinnen des Schlosses. Einer ihrer Strahlengüsse schimmerte auf dem gereinigten Wappenschilde;

Messire Adhemar hatte seine Axt auf die oberste Staffel der Leiter gehängt, und beugte nun, mit beiden Händen an dem Architrave über der Hausthür sich festhaltend, den Oberkörper zurück, um sein Werk zu überschauen: es war ihm, als ob das scheidende Sonnenlicht jetzt durch eine mächtige, weiße Wolkenbildung einen eigenen, geisterhaften Glanz auf die ganze, heraldische Herrlichkeit würfe, auf den Mohrenkopf der Montmorency's, die goldene Locke des unglücklichen Merowingers und all den feingemeißelten Zierrath. »Gott segne dich, du tapferes und stolzes Haus,« sagte mit einer Art von Rührung der alte Diener der de Mussards, »Gott segne dich bis in ferne Geschlechter hinab! deine Locke ist älter, als die Lanzenspitzen der Valois und der Navarreser sind, woraus sie ihre Lilien gemacht haben; möge sie noch glänzen und prangen, wie das Gold vor dem Eisen prangt, auch wenn jene längst verrostet sind, und Niemanden mehr ein Leides thun! Da, nimm die Axt an, François.«

In diesem Augenblicke erschallten von der Zugbrücke her die Hufschläge eines galoppirenden Rosses, dann erdröhnte das Thorgewölbe, durch welches die niedergehende Sonne schien, und wie aus ihrer Strahlen-

glut hervortretend, sprengte plötzlich ein Cavalier, eine verschleierte Dame auf dem Sattelkissen hinter sich, in den Schloßhof von Moyencourt. Es war eine hohe, ritterliche Gestalt, und wie er so auf dem langschweifigen Castilianer, der den wallenden Busch von Straußfedern mit einem schwanhalsigen Anstand trug, sammt seiner Dame im grünen Jagdrock voll goldener Tressen, er selbst im rothsammtnen, befranzten Mantel vor den überraschten Seneschall des einsamen Waldschlosses sprengte, hätte man eher an die Zeiten des abenteuerlichen Bliomberis als an das Jahr tausend sechshundert und sechs-und-dreißig, welches mit rothen Nummern auf dem laufenden Kalender stand, denken sollen. Adhemar Faineant aber dachte weder an Bliomberis noch an das laufende Jahr bei diesem Anblicke; er gab ihm vielmehr eine solche Menge höchst unangenehmer, beschwerlicher und fataler Gedanken an Haus und Hof, Rechnungen und Register, daß er es vorzog, lieber gar nichts zu denken, und einem versteinerten Schildhalter ähnlich in seiner Stellung blieb, die Art, die er François hatte hinabreichen wollen, wie drohend gegen die Ankömmlinge gehoben.

»Heda! das Pferd abgenommen! tummelt Euch!«

rief der Reiter, nachdem er sein Thier angehalten hatte, das auf einem alten Pflasterbruchstück in der Mitte des Hofes mit allen Vieren ausglitt und dann schnaubend weiße Schaumflocken um sich schleuderte.

»Mein Gott, Chevalier — Monseigneur, wollt' ich sagen, seyd Ihr es? Ventre-saint-gris! war mir's doch, als ob ich's geahnt, daß Ihr kommen würdet, da ich gerade heut zu Eurem Empfange so schön Euer Wappen aufgeputzt habe.«

»Was Wappenputzen! habt Ihr nichts Besseres zu thun? Es sieht wohl darnach aus hier!« rief der Ritter und schwang sich aus dem Sattel. »Das Pferd sollt Ihr nehmen, sag' ich!«

Adhemar blieb zuförderst ruhig in seiner Stellung, und zwar mit der Ueberlegung beschäftigt, wie er am besten, bequemsten und zugleich mit dem geringsten Zeitverluste den Boden erreichen könne, während François sich in eine geraume Entfernung zurückgezogen hatte und voller Scheu den glänzenden Fremden anstarrte, dem er sich um Vieles nicht zu nähern gewagt hätte. Der Letztere war von dem Ritte erhitzt und, wie es schien, von jäher Gemüthsart; denn erst staunend über die Langsamkeit seiner Diener, gerieth er jetzt in

Zorn und rief mit flammiggrimmen Blicken auf den Seneschall: »Zum Henker mit dem Wappen! haut ihn herunter, wenn Ihr da oben von ihm nicht loskommen könnt, dem vermaledeiten, unnützen Kram!«

»Monseigneur scherzt,« sagte Adhemar, der verlegen war und deßhalb in ein lautes Lachen auszubrechen versuchte; »das Wappen der de Mussard mit dem Mohrenkopf der —«

»Soll der Teufel holen!« knirschte der Cavalier, der aus seinem Zorn in völlige Wuth gerieth, als er den unbeweglichen Seneschall in seinen Verdruß lachen sah. »Ich sage Euch, Seneschall, Ihr sollt das Wappen herunterhauen oder die Art sitzt, bei Saint Denys! in Eurem Strohkopf, eh Ihr ein Paternoster sagt. — Ich will diesem hochgeborenen Geschmeiße zeigen,« fuhr er, zu der verschleierten Dame gewendet, fort, »was ich aus seinen Wappen und verfaulten Stammbäumen mir mache!« Dann sprang er die Stufen zur Treppe hinauf und griff mit den Worten: »Nun, wird's oder nicht?« so ungestüm an die Leiter, daß Adhemar, voll Schreck, heruntergestürzt zu werden, wenn er länger zögere, sich umwandte, die Stellen ersah, wo die Steinarbeit mit eisernen Krampen an

die Mauer befestigt war, und durch vier oder fünf kräftige Hiebe das längst verrostete Eisen zersprengte. Das heraldische Prachtstück krachte, schlug über und lag staubwirbelnd, in Stücke zerschellt, auf dem Absatz und den Stufen der Treppe. Das Roß bäumte sich, die Dame stieß heruntergleitend einen Schrei aus, und Adhemar, dem im Schrecken über seine That und die erschütterte Leiter die Axt entfallen war, stieg bebend die Staffeln herab. Der Cavalier aber ergriff den Arm seiner Begleiterin und führte sie jetzt ruhig über die Trümmer seines Familienschildes in das Innere des Gebäudes.

Einige Stunden nachher saßen Adhemar und François wieder vor ihrem flammenden Kaminfeuer, aber einem ganz anderen Gedankengange nachhängend, als damals, wo sie so harmlos über den zu erneuenden Glanz der goldenen Locke Chilperichs und die Wiederherstellung einer schadhaften Mäusefalle nachgesonnen.

»Daß es Jeanne Prestot ist,« flüsterte François, »daran verwette ich Kopf und Kragen!«

»Jeanne Prestot, die Tochter des versoffenen Notars von Noyon! und thun wie Mann und Frau

zusammen! Gott gebe nur, daß sie nicht verheirathet sind!« so sprach Adhemar und sank in eine intensive Ruhe zurück, die ihm nach den Anstrengungen des Tages so verdient schien.

»Ist die Dirne schön!« hub François nach einer Weile wieder an; »sie sieht aus so hoch und stolz in ihrem grünen Jagdkleid wie der heilige Hubertus, der in der Dorfkirche gemalt steht — wie Milch und Blut, die langen Locken, die ihr auf der Schulter liegen, sind so glänzend schwarz wie ein gewichster Reiterstiefel oder die Fluchten eines Raben.«

»Warum sagst du Fluchten, François?« fuhr Adhemar auf; »Ventre-saint-gris! die gehört nicht in die Heraldik! Was mag der alte Baron de Mussard sagen, wenn er hört, daß sein einziger Sohn mit einer Notarstochter über sein zertrümmertes Wappen in dieß Schloß eingezogen ist! Wer hätte das vom Chevalier Valerian gedacht! — Schön ist das Menschenkind freilich; aber wer, der den Mohrenkopf der Montmorency's in seinem Wappen führt, kümmert sich um Schönheit!«

Jeanne Prestot, die Dame, welche wir mit dem Erben des Namens de Mussard in den Burghof von

Moyencourt reiten sahen, war in der That ein Wesen von ungewöhnlicher Schönheit. Sie hatte allen Reiz und alle Anziehungskraft eines ausgeprägten Typus von nationeller Schönheit, darüber aber noch eine Art höherer, exceptioneller Weihe, welche ihre Erscheinung emporhob über jede solche, gleichsam naturhistorische Klassifikation, die bei unsern Psychologen und Beobachtern seit Balzac's »Epicier« so beliebt geworden ist. Wenn sie dastand in ihrer Casaquina, dem ächt bretagnischen, kurzen Ueberwurf über der langen Sammtrobe, das lockige Haar gescheitelt, aber ungebunden zu beiden Seiten eines Gesichtes niederwallend, dessen Profil das einer klassischen, geschnittenen Gemme schien, das blaue Auge geradeaus fest auf seinen Gegenstand gerichtet, ohne je mit den Wimpern zu zucken — dann war es so wenig eine anmuthig coquette, lacertenhafte Französin, wie eine tiefsinnige, scheue, deutsche Natur; so wenig eine glühende Spanierin, mit Gemüthsflammen lodernd gleich dem Geist des Weines von Xeres, wie eine jener vollen, üppigen Blumen, die eben so empfänglich für plötzliche Eindrücke, wie fähig, sie treu zu bewahren, der vulkanische Boden Italiens nährt.

Jeanne Preſtot ſtand vor Euch wie eine Königin. Es wäre unmöglich geweſen, ihr untreu zu werden. Sie eroberte als Weib durch ihre Schönheit, ſie wußte ihr Reich zu behaupten als Königin durch ihre Majeſtät. Es iſt das Unausſindbare, Unzuberechnende, gleich dem Herrſcherthum Unnahbare und immer fremdartig Bleibende im Weibe, das uns allein für immer feſſelt, indem es nie aufhört, uns zu imponiren. Die Majeſtät iſt der Tod der Gewohnheit, welche der Tod der Liebe iſt. Jeanne Preſtot war vor allen ganz ein Weib für den Chevalier Valerian de Muſſard.

Valerian, der einzige Sohn des Barons Gaſton Gervais Gilbert, konnte auf den erſten Anblick durch Energie und Kraft wie äußere Schönheit für eine mit Jeanne verwandte Erſcheinung gelten; und doch war er ſo himmelweit verſchieden von ihr. Er hatte eine durchaus ariſtokratiſche Erziehung erhalten, wenn von Erziehung die Rede ſeyn konnte bei einer Natur von dem ausgebildetſten, bretagniſchen Eigenſinn, die nicht nur überall ihre eigenen Pfade verfolgte, ſondern ſich darin gefiel, dabei der breitgetretenen Wege bitterhöhnend zu ſpotten. Selbſt von einer ganz außer-

ordentlichen Energie beseelt — wie ihn wenigstens seine bisherige Tapferkeit auf dem Schlachtfelde annehmen ließ — körperlich stark wie ein Löwe, thatendurstig wie ein Erobergenie, hatte es ihn seit je erbittert, allen aristokratischen Stolz, der ihm schon als Knabe von seiner ganzen Umgebung eingebläut werden sollte, nur auf die verschollenen Thaten seiner Ahnherrn oder auf noch werthlosere Dinge, die Locke Chilperichs, den Lastträgerdienst des Maussadus, die Prophezeiung eines alten Druiden vom einstigen Glanze seines Hauses, gestützt zu sehen. Es empörte seinen persönlichen Stolz, daß eine kühne That seines eigenen Arms nicht in Rede kam gegen die bloße Erwähnung seines Namens in den alten, schweinsledernen Bänden von Messire Froissart oder Joinville. Der Mensch in ihm war hochmüthiger als der Aristokrat; er hätte nichts dagegen gehabt, ein Ahne zu seyn; wohl aber dagegen, ein Enkel zu seyn. Dazu noch die wunderliche Zumuthung, eine Ehre in der Unehre zu finden, vorausgesetzt, daß sie aus einem frühen Jahrhundert gemeldet werde. Denn man war auf Chateau Mussard stolz darauf, daß ein Seroy am Ende des neunten Jahrhunderts den räudigen

Hund getragen zur Strafe für eine Verrätherei. Und wenn Valerian nun vollends seinen Vater, dem er es nie verzeihen konnte, daß er an den Tagen von Ivry und Coutras zu Hause gesessen hatte, statt von eigenen Thaten, erzählen hörte, wie ihm zwischen den Rohan und den du Gaisnics der Sitz gebühre auf den Generalstaaten zu Rennes; wie er berechtigt sey, bei der Eröffnung derselben die Zulassung zu seinem Vasallendienste zu fordern, der darin bestehe, dem Herzoge der Bretagne, jetzt dem König, den Stegreif zu halten; oder endlich, wenn er, gesprächig werdend, auf seine Ansichten von der »kleinen Sitte«, der Etikette überging, diesem bewundernswürdigen Institut, das eigentlich am Hofe Burgunds unter Philipp dem Guten seine jetzige Ausbildung bekommen, dann an den Hof von Castilien übergegangen sey und von daher unter Anne d'Autriche nach Frankreich gekommen — diesem bewundernswürdigen Institut, das die Blüte alles politischen und socialen Fortschritts der Menschheit sey, die stufenweise durch Christenthum, Ritterthum, Etikette aus dem Barbarenthum in die feinste Politesse sich hinaufgeläutert habe: dann trieb es den Chevalier voll wüthigen Verdrusses in

den Wald, um Bären zu jagen. Und hier, wo er fast aufgewachsen war, wo die Natur allein ihm Mutter und Ahnfrau und Verwandte schien, wo er sich als ihr Stammherr, als König ihrer anderen Geschöpfe fühlte, weil er stärker war als diese, hier sog er eine Ansicht von Aristokratie ein, wie wol noch kein de Mussard sie gehegt hatte. Das aber diente eben dazu, sie desto tiefer Wurzeln schlagen zu lassen.

Unsere philosophischen Ueberzeugungen werden nie fester, als wenn sie aus dem Mantel des Allgemeinen Putzlappen für unsere besondere Eitelkeit schneiden. Valerian de Mussard sagte sich, die Aristokratie sey ein verderbliches Institut, weil sie die Trägheit nähre und jene Indolenz des menschlichen Hochmuths bestärke, welche so gern in errungenen, noch mehr aber in ererbten Lorbeeren ein Ruhebett für ihre Faulheit sehe. Dieser allgemeine Schluß aber wurde ihm deßhalb unumstößliche Wahrheit, weil es seiner Persönlichkeit schmeichelte, die Aristokratie weg und sich erhoben zu denken, nicht wie jetzt schon über den Pöbel bloß, sondern über Alle, die stolz als seine Pairs sich neben ihn stellten, obwohl er sich tapferer,

stärker, thatendurstiger glaubte, als sie Alle. Valerian war zu stolz, um nicht den Stolz zu verachten.

Mit ihm auf Chateau Mussard war Jeanne Prestot aufgewachsen, die verlassene Waise eines Notars, der früher in der Seigneurie von Moyencourt gelebt hatte. Valerians Mutter hatte sie zu sich genommen und sie ganz wie ihr eigenes Kind gehalten, weil die alte Dame sich vereinsamt fühlte und das stille, ernste und träumerische Mädchen liebte. Als sie heranwuchs und eine blendende Schönheit wurde, dachte man nicht daran, daß ihre Nähe dem mit ihr in gleichem Alter stehenden Valerian gefährlich werden könne; sie war ja die Tochter eines Notars und er der Erbe der ältesten Seigneurie der Bretagne; sie war „sans conséquence", und wäre sie wie Helena gewesen.

Wirklich schien Valerian kein Auge für ihre Reize zu haben; aber sie gefiel ihm, sie war klug, und er freute sich über ihre Gespräche, über ihren Witz, der oft eine bittere und ironische Färbung annahm, wie gewöhnlich bei Wesen, welche das Leben von ihrer Wurzel losgerissen und auf einen fremden, wenn

auch besseren Boden geworfen hat. Ihr Geist ergötzte ihn, weil etwas Fremdartiges für ihn darin lag, das aber keine Art von Mißbehagen in ihm wecken konnte; er besaß selbst zu wenig Geist, um seinen Mangel zu fühlen; er schien ihm eine Frauengeschicklichkeit, und jedenfalls hatte eine hübsche Stickerei Jeannens bei ihm den Vorzug vor einem ihrer geistreichen Gespräche, weil jene dauerhafter war.

Jeanne Prestot war auch die einzige, welche nie von seinem Hause und von seiner Geburt oder Bestimmung mit Valerian sprach; sie sprach mit ihm nur von ihm selbst und auf eine Weise, die ihm schmeichelte; wie, ohne daß er wußte, worin es lag, ihr ganzes Betragen gegen ihn überhaupt etwas unendlich Angenehmes hatte. Der Grund, worin es lag, war ein einfacher: Jeanne Prestot liebte Valerian de Mussard. Was hätte ein Mädchen von zwanzig Jahren auf einem einsamen Schloß der Bretagne Anderes thun sollen, ein Mädchen wie Jeanne Prestot, mit so viel versteckter, inniger Glut, einem ritterlichen, schönen, jungen Manne gegenüber, der mit der ganzen Welt im Hader lag, von den aristokratischen Sympathien seines Vaters bis zu den Bä-

ren, die der Winter aus den Schluchten der Pyrenäen trieb — ausgenommen mit ihr?

Valerian war eines Abends in der besten Laune von der Welt von der Jagd zurückgekommen; er war seit mehren Tagen einem Hirsch von vierzehn Enden auf der Fährte gewesen und hatte mit Meute und Halloh trotz dem flinksten seiner Spürhunde hinter ihm gekeucht; heute hatte sein Waidmesser das arme Thier endlich seine einzige Thräne vergießen lassen; aber es fand sich jetzt, daß der Hirsch nur zwölf Enden habe, und Valerian dachte über die Jägersage nach, daß ein ermüdeter Hirsch einen anderen für sich aus dem Lager aufjage, wenn er nicht weiter könne, damit dieser die Meute hinter sich drein ziehe, bis ihn ein dritter ablöse, was jedenfalls ein höchst merkwürdiger Umstand wäre. Als er mit den gekoppelten Hunden und den schweißtriefenden Treibern durch das Thor einritt, sah er Jeanne unter dem Fliederbaum im Schloßhof sitzen, als ob sie ihn erwartete. Er stieg ab und schritt auf sie zu, um sich nach seinem Jagdglück befragen zu lassen; er wußte, daß sie ihn befragen würde, denn er brachte Beute heim; wenn er leer zurückkehrte, fragte ihn Jeanne

nicht, und es war dann überhaupt Niemandem zu rathen, ihn zu befragen. Aber Jeanne zeigte heute keine Neugierde nach seinen Jagdabenteuern; sie sah ihn Anfangs schweigend an und lächelte dann so eigen spöttisch, daß es den siegesstolzen Jäger verdroß.

»Ich wünsche Euch Glück, Chevalier; es ist eine Braut für Euch oben,« sagte sie endlich.

»Eine Braut? dummes Zeug!«

»Im Ernst; die ganze Familie der Baroël ist bei dem Seigneur. Aimée ist hübsch.«

»Hübsch? eine faserige Wasserpflanze!«

»Sie stammt von den du Guesclin ab und ist verwandt mit den ältesten Häusern der Bretagne, ja sogar, was die Hauptsache ist, mit dem der de Mussard's,« antwortete Jeanne spottend.

»Hole sie Alle der Teufel!« rief Valerian; »ich will ein Weib, dessen Stolz es ist, daß sie mit mir verwandt wird!«

Er eilte in den Saal, wo die genannten Gäste von dem Schloßherrn bewirthet wurden. In einer Fensterbrüstung, von einem mit Gold ausgepreßten Ledervorhange halb verborgen, stand sein Vater neben einer alten Dame in silberbrocatner Robe; sie muß-

ten glauben, es sey ein Lakai, der eintrete, denn Valerian hörte, wie sein Vater fortfuhr, über seinen unbezähmbaren Eigensinn zu klagen. Am Ende des Saales saßen zwei andere, ebenso feierlich angethane, weibliche Gestalten, wie die in der Fensterbrüstung, in ihrer Mitte auf dem Sopha Aimée de Baroël, ein blasses, junges Mädchen von dürftiger Gestalt, das aussah wie eine verschüchterte Taube in der Mauserung. Ein älterer Bruder Aimées stand auf dem geöffneten Balkon draußen.

Valerian ward erbittert über die aufgefangenen Worte seines Vaters; er begrüßte die Damen kalt, den herantretenden Bruder Aimées, den er nicht leiden konnte, sehr obenhin; aber als die Silberbrocatne auf ihn zurauschte und viel von dem langgenährten Verlangen der Familie de Baroël sprach, ihre Freunde auf Chateau Mussard wiederzusehen, das sie lediglich einmal hergeführt, da erschien ihm dieß Gepräge feierlicher Wichtigkeit auf allen Gesichtern, dieß abgekartete Wesen in einem so lächerlichen Lichte, daß er in ein stilles und endlich lautwerdendes Gelächter ausbrach, indem seine Heiterkeit durch das Bewußtseyn sich steigerte, wie er alle Plane aller dieser

steifen Leute durch einen Hauch seines Mundes so leicht umstürzen könne und so gewiß werde. Ein kindisches Gelüst ergriff ihn, diesen Streich auf der Stelle zu spielen; nach dem raschesten Mittel dazu suchend, sah er einige Augenblicke lang zerstreut in das Antlitz der silberbrocatnen Dame, schlug dann, wie verlegen werdend, zu der Letzteren nicht geringem Erstaunen, mit der Reitgerte den Schmutz von seinen Jagdstiefeln, schnellte endlich stolz den Kopf empor und sagte: »Ich bin erfreut, Euch hier zu sehen, theure Tante, um so mehr an einem Tage, an welchem ich sonst genöthigt gewesen wäre, Euch eine Familiennachricht von einiger Wichtigkeit durch den Mund eines Boten ausrichten zu lassen, da ich das Schreiben nicht liebe. Die Nachricht ist die, daß ich heirathen werde.«

»Heirathen? und wen?« fragte befriedigt lächelnd der Seigneur Gaston Gervais Gilbert; die Silberbrocatne knickste und der Bruder Aimées trat um einen Schritt näher.

»Jeanne Prestot,« sagte Valerian.

Die Damen sahen sich verwundert an, nur Aimée schien leicht aufzuathmen, der Seigneur de Mussard

aber schüttelte verdrießlich das Haupt über den unziemlichen und anstandswidrigen Scherz seines Sohnes. Nur Aimeric de Baroël, der Bruder Aimées, der seinen prätendirten Schwäher seit je gehaßt hatte, wie gern er auch seinem Namen die Schwester hingegeben hätte, fand ein inneres Behagen darin, Valerians Ankündigung eines dummen Streiches ernst zu nehmen.

»Ihr werdet nie Eures Vaters, noch Eures Lehnsherrn Einwilligung zu einer solchen Verbindung bekommen,« sagte er.

»Sieur de Baroël, haltet Ihr den Chevalier, meinen Sohn, für einen Thoren?« unterbrach ihn gereizt der Seigneur de Mussard.

»Ihr werdet nie der Kirche Segen zu einem solchen Bündnisse erhalten,« fuhr Aimeric fort.

»So nehm' ich sie ohne ihn zum Weibe,« sagte Valerian trotzig.

»Allerdings das Vernünftigste, was mit der Dirne anzufangen,« versetzte lächelnd Aimeric de Baroël.

Valerian de Mussard war ganz der Mann dazu, bei einer solchen Gelegenheit grob zu werden; er ward es, und die Familienunterhandlung auf Chateau Mussard

endigte mit einer, nur nothdürftig von aristokratischem Schicklichkeitsgefühl verdeckten Scene, die wieder ein Zusammentreffen auf einer Haide zwischen den Wohnsitzen der beiden Familien in ihrem Gefolge hatte. Die Erben der beiden Häuser de Mussard und de Baroël wechselten nutzlos ein paar Kugeln aus großen Reiterpistolen von ihren Pferden herunter; dann stiegen sie ab, entblößten die Degen, und trotz Aimerics guter Toledoklinge und seiner Fechtergewandtheit war das Ende des Kampfes wie immer, wenn Valerian de Mussard sich in einen Kampf einließ: sein Gegner war gestorben, ehe noch die Bahre mit dem Verwundeten über die Zugbrücke von Schloß Baroël getragen war.

Valerian mußte flüchten; aber er ging nicht ohne Jeanne; sie war ihm theuer geworden, wie einer seiner Einfälle, den er sich einmal vorgenommen, durchzusetzen; sie war ihm eine Verkörperung einer seiner Grillen geworden, und Valerian war seiner Jeanne treu wie Gold seit dem Augenblicke. Als der Hauskaplan ihm die Trauung mit ihr weigerte, stürmte er auf Jeanne ein, ohne sie ihm zu folgen. Jeanne that es; sie wollte ihn nicht verlassen, jetzt,

da sein Leben bedroht war; sie fühlte sich stark und muthig und wollte Stärke und Muth auch anwenden und zeigen.

In dem verlassenen Hause Moyencourt, dem nie besuchten in der stillen Picardie, hielt Valerian sich für sicher; er dachte dort in eine Verschollenheit zu gerathen, bis die Zeit habe Gras wachsen lassen über seine That. Er schien sich nicht verrechnet zu haben. Monat nach Monat war verflossen, seitdem in die bestäubten Gemächer andere Bewohner als die hundertjährigen Käuze eingezogen waren; dem jungen Paar schwanden die Tage rasch; beide waren zu stolz, um den Verkehr mit Menschen zu entbehren, oder ein Entbehren sich selber zu gestehen; beide liebten, denn die Einsamkeit, Jeannens Schönheit, ihre geistige Ueberlegenheit, das innige Verbundensein in gleichem Geschick mit ihr hatte das Herz des bretagnischen Bären für ein Gefühl zugänglich gemacht, das ihm ohne diese Umstände das Leben wahrscheinlich nie offenbart hätte, und das einen mildernden, läuternden Einfluß auf ihn übte. Er gewöhnte sich daran, von Jeanne geleitet zu werden; er hatte Stunden, wo es ihm schwer wurde, einen Augenblick von ihrer

Seite zu weichen; Valerian schwur dann, das leidige Wetter werde in den nächsten acht Tagen nicht zur Jagd taugen, und wehe dem, der ihn aufmerksam gemacht hätte, daß der schönste Sonnenschein in den Fenstern und auf den Mauern des alten Schlosses stehe.

Jeanne genaß eines Knaben; als Adhemar ihn in der Dorfkirche über der Taufe halten mußte, da wurde auch das Herz des alten Frondeurs mit dem Leben und Lieben seines Herrn ausgesöhnt, und er hatte weichere Augenblicke, worin der rebellische Gedanke Macht in ihm bekam, eine von Jeannens rabenschwarzen Locken sey am Ende so viel werth, wie die goldene Chilperichs. Auch war ein Verhältniß, wie das Valerians, in jener Zeit nicht so anstößig, wie es in unserer seyn würde. Die Erinnerung an die Tage des »Königs der Renaissance« lebte noch, die Tage Henry Quatre's standen in frischem Andenken, und Henry Quatre war in solchen Dingen mit einem großartigen Beispiel vorangegangen. Dem Adel insbesondere war viel erlaubt, und er erlaubte sich mehr. Von den drei Perioden, in welche man die Geschichte der Frauen in Frankreich theilen kann, seit

dem sechzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage, der der Koketterie, der Galanterie und — seit der neuen Heloise Rousseau's — der der Leidenschaft, begann die zweyte eben ihre Herrschaft, eine Saat der letzten Valois, welche für die Koketterie zu geistlos waren, und des Bearners, der zu brüsk für sie war. Es waren die Tage Marion de l'Ormes; kurz, man hatte sich gewöhnt, sehr tolerant zu seyn in jenen Tagen.

Es war ein heiterer Wintermorgen gekommen; Valerian schritt durch die Halle von Moyencourt; vor einer der Fensterbrüstungen blieb er stehen; dahin hatte der Seneschall die Bruchstücke des zerschlagenen Wappens gebracht und drei Arbeitstage darauf verwendet, so gut es thunlich, sie in die alte Ordnung zu legen. Valerian war seit Langem jetzt mit aller Aristokratie, mit all den stolzen Erinnerungen seines Hauses verschont geblieben; es war nichts mehr in seiner Umgebung, was ihm stündlich zurückrief, daß er nur ererbten Namen und Gütern seine Größe verdanke, daß er eigentlich nur ein Werkzeug sey, diese Namen und Güter auf den nächsten Stammhalter nach ihm zu bringen, daß er nur als Ring

einer großen Kette gelte, worin der einzelne Ring allein gar keinen Werth behaupte. Niemand verlangte mehr von ihm einen aristokratischen Stolz auf Dinge, welche die Ansprüche seines persönlichen Selbstgefühls so gekränkt hatten. Woher kam es, daß Valerian jetzt, nachdem er Vater geworden war, oft vor der Fensterbrüstung stehen blieb, in welcher sein zertrümmerter Familienschild auf dem Boden lag? Er dächte nicht daran, sagte er Jeannen, sich zu erinnern, daß der Mohrenkopf darin das Wappen der Montmorency's sey, daß der Löwe mit den aufgehobenen Pranken den Rohans gehöre; jeder Bauer könne sich eine solche Fratze mit breitem Maul über seinem Scheunenthor ausmeißeln lassen, wenn er Lust habe; aber er freue sich über die feine Arbeit; der Löwe sey so korrekt gezeichnet und die Helmzier mit Kunst aus dem rohen Steine gehauen; er glaube, das Ganze habe einen hohen Kunstwerth. Niemand hatte früher gewußt, daß Valerian de Mussard sich um Kunst und Kunstwerth kümmere.

Er schritt durch die Thüre auf den Absatz der Haustreppe, hielt die Hand an die Stirn und sah nach dem Stand der Sonne; als er durch das Burg-

thor schaute, fielen seine Blicke auf die morschen, schwarzen Planken der dahinter aufgezogenen Zugbrücke. »Adhemar! — Seneschall!« rief er mit rauher Stimme. — Adhemar saß in seiner Kammer und schnitt eine Zwiebel in seine Morgensuppe; als er den Ruf vernahm, fuhr er in die Höhe und setzte dann ruhig seine Beschäftigung fort, wischte eine Thräne aus den Wimpern, welche der Dunst des Gewächses hineingelockt hatte, und murmelte einige unartikulirte Töne in den grauen Kinnbart. Ein gelles Pfeifen folgte; Adhemar fuhr abermals in die Höhe und hielt es jetzt für gerathen, anzunehmen, daß der Ruf seines Herrn bis zu ihm gedrungen sey. Er setzte seine Suppe wieder an's Feuer, sprach einige Ventre-saint-gris zum Segen darüber und stand nun bald neben Valerian.

»Seneschall, weßhalb ist die Zugbrücke noch nicht niedergelassen? es ist nicht weit von Mittag.«

»Chevalier, ich vermag es nicht ohne François, und François schläft noch.«

»Weckt ihn mit Peitschenhieben, die faule Bestie, und Ihr verdientet sie ebenfalls für Eure Trägheit. Legt mit Hand an, ich will sie selbst niederlassen.«

»Ihr selbst, Monseigneur? soll ich nicht lieber François wecken, als daß Ihr mit eigener Hand — es ist so François' Morgenbelustigung,« setzte er etwas schüchtern hinzu, »auf der niedersinkenden Brücke zu stehen und beim Aufprallen sich von ihr in die Höhe schnellen zu lassen, und da er nur wenig anderen Spaß hier hat —«

Der Chevalier schritt durch das Thor, ohne auf ihn zu hören; seine Aufmerksamkeit war durch das Nahen eines gewappneten Reiters abgezogen worden, der sich durch die Allee vom Dorfe her mit einer Begleitung von etwa dreißig bis vierzig Männern, die Eisenhüte und Hakenbüchsen trugen, dem Schloß näherte. »Halt!« rief er dem Seneschall zu, »laß die Brücke, wie sie ist.«

»Monseigneur,« sagte Adhemar, »Uebereilung ist zu keinem Ding nütze; wenn wir nun früher aufgestanden und der Haufe ohne Aufenthalt in's Schloß gezogen wäre? Wer weiß, was sie wollen!«

„De par le roi!“ tönte es nach einer Weile von dem andern Ufer des Burggrabens her; »die Brücke nieder!«

»Ja, ja,« rief der Seneschall; »Gott erhalte seine Majestät von Frankreich und Navarra, und was die Brücke betrifft, so soll sie noch vor Abend niedergehen, falls kein Regenwetter eintritt und die Arbeit zu beschwerlich macht.«

Der alte Frondeur sah seinen Herrn mit einem triumphirenden Lächeln an, als ob er eine beifällige Verwunderung über seine Gewandtheit in Kriegslisten und seine Geistesgegenwart erwarte; Valerian aber hatte nur düstere Blicke, mit denen er die Fremden musterte, und Adhemar wandte sich zu dem Rufe: »Was sucht Ihr auf Moyencourt?«

»Den Chevalier Valerian Seroy de Mussard, auf Befehl seiner Eminenz des Kardinalherzogs von Richelieu,« tönte die Antwort herüber.

Valerian erblaßte. »Antwortet, ich sey Seiner Majestät gehorsam, habe aber mit der Eminenz nichts zu schaffen,« befahl er dem Seneschall und schritt dann hastig über den Hof in's Haus zurück, um zu Jeannen zu eilen.

Der Seneschall setzte die Verhandlungen mit den Fremden fort; endlich folgte auch er seinem Herrn

und trat in das Wohnzimmer, wo Jeanne weinend sich über die Wiege ihres Knaben beugte und Valerian heftig sprechend auf und ab ging.

»Monseigneur,« sagte Adhemar, »der fremde Cavalier, Sieur de la Morlière, Lieutenant des Grand Prévôt de la Cour, bittet um eine Unterredung mit Euch, und verlangt auf sein Ehrenwort, unbewaffnet und allein eingelassen zu werden.

»Sie haben das Schloß rundum dicht mit Wachtposten besetzt,« fügte er leiser und verzagt hinzu.

»Das hab' ich gesehen,« sagte Valerian; »glaubt Ihr, ich wäre sonst noch hier? Laßt de la Morlière ein.«

Der Viceprevost des Hofes von Frankreich stand nach kurzer Zeit vor Valerian, der trotz Jeannens Bitte, ohne ihm entgegen zu gehen, an den Kaminsims gelehnt, stehen blieb und des Fremden etwas verlegene Begrüßung nicht erwiederte, sondern, seine innere Bewegung zu äußerer Ruhe niederkämpfend, stumm seine Anrede erwartete.

De la Morlière leitete seinen Auftrag mit so viel Schonung und Courtoisie ein, wie ihm erlaubt und

möglich war; er setzte seine Worte auf eine hofmännisch gewandte Art, wobei aus dem Gesichte des hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes in der schweren Rüstung eine große Gutmüthigkeit leuchtete. Dann aber legte er seine Züge zu einer gewissen strengen und ehernen Impassibilität zusammen, um zum enthülsten Kern der Sache zu kommen. »Chevalier,« sagte er, »ich habe demnach den Befehl erhalten, Euch nach Paris zu führen. Einer Behandlung, wie sie Euch gebührt, könnt Ihr von meiner Seite gewiß seyn.«

»Ich habe keine Geschäfte in Paris, Sieur de la Morlière,« versetzte Valerian, »und danke Euch für Eure Verheißung um so mehr, als ich gewohnt bin, selbst zu handeln und nicht, mich behandeln zu lassen.«

»Ihr irrt Euch, Chevalier. Ihr habt Geschäfte in Paris, und zwar sehr ernster Art; wie Ihr mir erlaubtet, Euch zu melden, hat der König befohlen, mit Euch gewisse Verhandlungen über Euern Zweikampf mit dem Seigneur Aimeric de Baroël einzuleiten. Man hat Euern Aufenthaltsort ausgeforscht, und ich muß Euch gestehen, wenn ich aufgefordert

würde, meine Meinung zu äußern, ich würde bei der größten Freundschaft für Euch nicht zu behaupten wagen, daß dieser Versteck ein sehr vorsichtig gewählter sey. Aber genug, die Wittwe de Barcël's hat den König fußfällig um Gerechtigkeit wegen ihres ermordeten Gemahls gebeten, und die allerchristlichste Majestät hat den Thränen der verzweifelnden Gattin ihr Wort verpfändet, sie zu üben.«

»Sagt lieber,« antwortete Valerian, »die allerteufliſchste Eminenz findet an der Farce mit der Gerechtigkeit ihren Spaß, diese bepurpurte Tigerkatze, die nach dem edlen Blute Frankreichs lechzt! Sieur de la Morlière, ich ersuche Euch, dem Kardinalherzog, der Euch gesandt hat, zu hinterbringen, daß ich das Wappen der de Mussards über dem Thore von Moyencourt habe in Stücke zerschlagen lassen, und keinen Anspruch mehr darauf mache, als Adliger in der Reihe derer zu stehen, mit deren Köpfen Seine Eminenz Kegel zu schieben sich erlustigen, um durch einen glücklichen Wurf endlich einmal den König im Spiel zu treffen. Euch folgen werd' ich nicht, es sey denn, Messieurs de Crequi und de Saulx könnten mir ihr Wort verpfänden, daß ich ohne

Gefahr einer Haft und Beschränkung meiner Freiheit Paris wieder verlassen kann.«

De la Morlière konnte dazu freilich keine Aussicht geben, aber er drang in Valerian, freiwillig der Uebermacht zu weichen, um durch einen durchaus fruchtlosen Widerstand sein Schicksal nicht zu verschlimmern. Valerian blieb taub. »Warum nur wollt Ihr nicht?« sagte der Viceprevost endlich. »Weil,« fuhr Valerian auf, »weil weder Ihr, noch Euer Kardinalherzog, noch der König das Recht haben, mich vor ein Gericht zu stellen um eines Zweykampfes willen; weil ich von meinen Pairs gerichtet werden muß und nicht von feilen Schranzen und Räthen; weil mir Keiner in ganz Frankreich Rechenschaft abzufordern hat, ob ich meine Ehre in ritterlichem Weg zu wahren gesucht; weil ich Baron der Bretagne und der Krone bin, und die Edelleute meines Landes nicht gewohnt sind, von der Laune eines blutdürstigen Pfaffen Gesetze zu empfangen!«

»Ihr sagtet so eben, wenn ich recht hörte, Ihr habet Euer Wappen zerschlagen lassen, Baron Seroy de Mussard de Moyencourt,« warf listig lächelnd der Offizier des Königs ein. Valerian wandte ihm

den Rücken und jener schied, um zu der Schaar seiner Schützen zurückzukehren und mit ihnen seine Befehle gewaffneter Hand zu vollziehen. »Chevalier,« sagte er, indem er sich zum Gehen wandte, »ich wollte, wir sähen uns nicht wieder!« Er sprach es mit einer Betonung, welche verrieth, daß er Valerians Trotz auf die Rechnung irgend eines geheimen Mittels zur Flucht schreibe und dieß wünsche. — Hinter ihm hob sich die Zugbrücke wieder; Adhemar und François schlossen das Thor; das alte Schloß von Moyencourt befand sich in Belagerungszustand.

Nachdem Valerian nach der Sicherheit des Thores gesehen, kehrte er zu Jeannen zurück; es war ihm, als ob in ihrer Nähe die schwere Angst, welche, den Athem fesselnd, auf seiner Brust lag, sich lindern müsse. In der elastischen Weichheit des Weibes entwickelt der Moment des wahren und unabwendbaren Leids eine Kraft, zu der die männliche starre Stärke dann gern wie zu ihrer Ergänzung ihre Zuflucht nimmt. Valerian fühlte sich wie ein Kind in dieser Stunde und lag an Jeannens Herzen, als ob es das seiner Mutter gewesen wäre. Und Jeanne hätte wie eine Mutter ihn beschützen mögen. Wun-

derbar, daß in solchen Augenblicken, wo die Liebe ihre eigentliche Weihe durch den Schmerz bekömmt, sie so oft zu einer Art Muttergefühl sich hinaufläutert, als finde sie nur darin ihren ganzen, vollen und ewigen Gehalt.

Aber was konnte Jeanne für ihn thun? Richelieu's strenges Verbot des Zweykampfs ist bekannt; der Uebertreter wurde mit dem Tod bestraft; es gab keine Gnade für ihn, denn er hatte nicht allein das neue, weniger gegen die ritterliche Sitte allein, als den Adel im Allgemeinen gerichtete Gesetz wider sich; er war dem unerbittlichen Kardinal verfallen, der Politik, den Planen Armand's Duplessis. Valerian erwartete in Paris der Block und das Schwert des Henkers; das war so sicher wie der Aufgang der Sonne am folgenden Morgen. Er besaß keine lebhafte Phantasie, aber während de la Morlière vor ihm gestanden hatte, war es ihm, als ob der Mann, der so chevaleresk, so voll schonenden Anstandes sein unangenehmes Amt zu üben wußte, etwas Blutiges an sich habe, als ob seine Berührung beflecken könnte; seine Worte waren nur halb verstanden an Valerians Ohr vorübergesummt, aber bei allen Gedanken und

Ideen, welche sie weckten, bildete das Schaffot den Hintergrund, auf dem des Letzteren düstere Blicke lagen.

Valerian weinte an Jeannens Brust; aber nicht lange. Draußen tönten Stimmen, lautes Gerufe, dann Klirren wie von gesprengten Ketten und endlich ein schweres Niederkrachen. Die Zugbrücke war gefallen. Er fuhr bei diesem Lärm empor; die ganze Gewaltigkeit seines Zornes flammte in ihm auf; an der Wand hingen sein Jagdgewehr und seine Reiterpistolen; er riß sie herunter, stürzte über den Hof und stand mit Blitzesschnelle oben auf den Zinnen des Burgthors. Auf der jetzt niedergeworfenen Brücke unten sah er einen Haufen der Schützen um eine Petarde beschäftigt, welche sie mit Pulver füllten; zwey von ihnen knieten bei der Arbeit, einer stand abseits und hielt vorsichtig die brennende Lunte hinter sich, die übrigen bildeten einen Kreis umher und drückten in spaßhaften Bemerkungen eine Art kindischer Lust und Freude an der Miniaturbelagerung aus. De la Morlière stand entfernt am Ufer des Grabens; er hatte ruhig das Kinn auf die flache Hand und den Arm auf den Knauf seines Schwerts gestützt, während seine Finger auf dem Lippenbart

lagen. »Das Volk steht da und säumt wie Buben, die aus dem Schlüssel schießen wollen und nie fertig werden,« murmelte er für sich, wie zu träge, es seinen Leuten zuzurufen. In demselben Augenblick pfiff eine Kugel an seinem Ohr vorüber, eine zweyte schlug vor ihm in das Wasser, ein dritter Schuß fiel und die Petarde blitzte, krachte mit einem Donnerschlage auf und sprühte zischend, schwirrend auseinander. Der Schuß mußte in das Pulver geschlagen seyn. Die Explosion hatte eine furchtbare Wirkung; nachdem die dichte Dampfwolke sich verdünnt hatte, sah man die ganze umher beschäftigte Gruppe auseinander gesprengt; der weißgelbe Qualm und Brodem kräuselte sich um Verstümmelte und Sterbende, zog eine weiche Dunsthülle über Aechzen, Wimmern und fluchendes Rufen. Man hatte kaum Zeit zu erspähen, woher der Ueberfall gekommen war, der den Belagerern sechs Menschen kostete. Valerian war von einer Art Betäubung befallen worden bei dem donnernden Erfolg seines Angriffs, und war jetzt verschwunden, ohne auf einen zweyten zu sinnen.

Es herrschte eine Todtenstille auf Moyencourt. François stand auf dem Vorsprung einer Ringmauer,

von einem Stück zerfallener Warte gedeckt, und sah beklommen den Belagerern zu, die jetzt mit dem bittersten Ernst ihr Werk förderten. Der Seneschall hatte sich in seiner Kammer verriegelt und buchstabirte in einem zur Hälfte von den Mäusen verzehrten Gebetbuch; zuweilen stand er auf, schlich sacht zu dem Wohngemach seiner Herrschaft und steckte den greisen Kopf durch die Thür, um zu sehen, was drinnen vorgehe. Er kam zwey-, kam dreimal, ohne daß die Scene, welche er erblickte, sich verändert hatte. Das Feuer in dem Kamin war verglimmt und unterbrach durch sein Lodern die Todtenstille in dem hohen, gewölbten Raum nicht mehr; die Schildereien auf den alten, vergilbten Tapeten, die steif und unbewegt an den Wänden herabhingen, diese Damen auf den courbettirenden Zeltern, mit dem Federspiel auf der Hand, diese blasenden, pausbackigen Jäger und Büchsenspanner schienen eben so viel Leben zu haben, wie die Bewohner des alterthümlichen, düsteren Raumes. Man hörte nur die ruhigen, leisen Athemzüge des Kindes, das bei der Explosion von vorhin die Mutter aus der Wiege gerissen hatte, und das nun wieder ruhig schlummernd auf Jean-

nens Knien lag; sie selbst saß in einer Ecke, ihren Kopf in die Beugung ihres Armes bergend, und mit ihm an der Wand lehnend, an welcher sie die kalten Tropfen ihrer Stirne zerdrückte. Valerian lag der Länge nach auf dem parkettirten Boden in der Mitte des Gemachs ausgestreckt, regungs-, ja leblos, wie es geschienen, hätte man nicht durch das sachte Hauchen der Kindesbrust das fieberisch rasche Klopfen seines Herzens gehört, das so laut und vernehmlich war, als ob es ein hohles Echo im stillen Raum hätte.

Eine zweyte, noch gewaltigere Explosion als die frühere folgte; das Thor war gesprengt, und de la Morlière's Schaar brach tobend durch den Rauch in den Burghof. »Valerian!« rief Jeanne leise. Er zuckte mit dem ausgestreckten Arm, aber erhob den Kopf nicht.

»Sey ruhig, Valerian! bist Du immer so stark gewesen, um Dir endlich von mir ein Beispiel geben zu lassen? Ich habe mit Dir gelebt, Valerian; ich wäre eine Unwürdige, wüßt' ich nicht mit Dir zu sterben.«

Als Adhemar zum vierten Male seine halb neugie-

rigen, halb bestürzten Züge sehen ließ, erblickte er seine Herrschaft jetzt in voller, angestrengter Thätigkeit; sie waren beschäftigt, Holzscheite, zerschlagene Möbeln, Alles, was an brennbaren Stoffen in ihrem Bereich lag, in der Halle auf einen Haufen zusammenzubringen. Jeanne winkte ihn herbei. »Adhemar,« sagte sie und wies auf die Wiege ihres Knaben hin, »Ihr seyd sein Pathe; Ihr werdet, Ihr müßt für ihn sorgen; bringt ihn zu meinen Verwandten nach Noyon, und geht dann für ihn nach Chateau Mussard. In meiner Kammer werdet Ihr Alles finden, was wir ihm hinterlassen können. Geht und bringt es in Sicherheit.«

Adhemar starrte sie an und sah in ein Gesicht voll blasser, aber so eiskalter Entschiedenheit, daß er umsonst nach Ausdrücken suchte, in denen er hätte zu antworten gewagt. Sie bat ihn nicht, ihren Auftrag zu Herzen zu nehmen, in ihren Zügen zuckte kein Muskel von innerer Bewegung auf, aber sie sah mit bohrend scharfen Blicken in seine Seele hinein, als ob sie in deren innerstem Grund, in dem tiefsten Herzenswinkel des alten Frondeurs nach der Fähigkeit forschen wollte, die letzten Worte einer schei-

denden Mutter verstehen, und fühlen zu können, welch heilige Verpflichtung ihm auferlegt wurde. »Adhemar,« sagte sie dann, »ich hoffe zu Gott, Ihr seyd —« Sie endete den Satz nicht; im Begriff, Adhemar dabei ihre Hand zu reichen, ging eine krampfhafte Erschütterung durch ihre Nerven, die fast übermenschliche Kraft, womit sie ihr Inneres zusammengeklammert hatte, verließ sie, und Jeanne sank ohne Bewußtseyn zu Boden. Der Seneschall wollte ihr beispringen, aber Valerian eilte herzu und schob ihn mit den Worten: »Thut, was Euch aufgetragen ist,« zur Thüre hinaus.

Die Belagerer hatten nur noch ein Hinderniß zu überwältigen; dieß war die Hausthür, die aus altem Eichenholz zusammengetäfelt und mit Eisen schwer beschlagen war. Ein Eindringen in das Gebäude auf anderem Wege war nicht möglich, denn die Fenster des Erdgeschosses waren stark vergittert; um die des zweyten Geschosses zu erklimmen und einzubrechen, waren keine Leitern von hinlänglicher Höhe zu beschaffen. Es mußte also wieder eine Petarde angelegt werden; weil aber der Ueberfall Valerians eines dieser Sprengwerkzeuge zerstört hatte und de la Mor-

lière nur zwey derselben bei sich führte, sandte er einen Boten auf seinem Pferde nach dem nahen Noyon aus, um von dort eine andere herbeizuholen. Unterdeß zog er seine Schaar wieder aus dem Burghofe zurück, um sie nicht den etwaigen Vertheidigungsversuchen und Schüssen de Mussards von seinen Fenstern aus bloß zu stellen, und ließ die Wachen ablösen, die in dichtem Ringe um das Schloß aufgestellt waren.

Es war Dämmerung geworden; über den dürren Wipfelästen der Waldung begannen heiser schreiend die Krähen zu kreisen; kalte, feuchte Nebel tränkten die Luft und setzten sich in schweren Tropfen an den Zweigen und grauen Flechten der Baumstämme. Es war einer jener trüben Abende, wo Euch der Einfluß der winterlichen Atmosphäre entweder abergläubisch macht, oder ihre Beschaffenheit den Wesen, so nicht unter den Lebendigen wandeln, erlaubt, von körperlichen Augen aufgefaßt zu werden; denn es begegnet Euch etwas Seltsames, Unerklärliches, wenn Ihr durch den Wald schreitet an einem solchen Abend und in die weißlichen Nebel schaut, die in großen Flockenwallungen zwischen den Stämmen ziehen.

Vor den Augen der harrenden Kriegerschaar, die auf der Rasenfläche zwischen dem Wald und den Burggräben von Moyencourt herumlungerte, zeichneten sich der Zinnenkranz der Ringmauern und die Dächer und Essen des Gebäudes mit immer grauer, düsterer werdenden Flächen, immer mehr verschwimmenden Linien ab. Man hörte den Hufschlag eines rasch trabenden Pferdes; es war der Bote, der aus Noyon zurückkam. Zugleich erhob sich ein Gezänke von den Schildwachen her, die unter dem Thor und auf der Brücke standen. De la Morlière eilte zu ihnen; er fand einen ältlichen Mann, der ein Kind und ein Bündel unter seinem Mantel trug und hinausgelassen zu werden verlangte; ein Knecht mit einem größeren Pack von Habseligkeiten unter dem Arm stand bei ihm und hielt verschüchtert eine Falte vom Mantel des Seneschalls — denn der war der Alte — in der Hand. De la Morlière forschte scharf in ihre Züge. »Ihr könnt gehen!« sagte er dann.

»Ja wol kann ich gehen,« murmelte Adhemar, indem er nun rasch über die Brücke schritt; »das ist das Ende, François, daß wir gehen können bei nächtlicher Weile in den Wald hinaus, und Du,

armer Teufel, hast nicht einmal einen Mantel. Wo werden wir unser müdes Gebein hinlegen? Im Lager des Hirsches oder der wilden Sau! Das ist das Ende. Hab ich's nicht immer gesagt, François? Was hab' ich gesagt von dem Wappen, François?«

»Mit den Adlerflügeln?« stotterte François zerstreut und sah ängstlich sich um. —

»Dummkopf, der Familienschild werde sich rächen, habe ich gesagt; übrigens heißt es: Fluchten.« —

Die beiden Männer verschwanden in der Dämmerung des Waldes.

Die herbeigeholte Petarde wurde in Stand gesetzt, und die Kriegerschaar drang von Neuem in den Burghof, über den dunklere Schatten fast einen nächtlichen Schleier breiteten. Moyencourt, das bei hellem Tageslicht so heruntergekommene Schloß mit der bürgerlichen Wirthschaft auf seinem Hof, hatte die Spuren seines Verfalls wie in einen schwarzen Mantel gehüllt und wieder ganz ritterlich stolz, fast dräuend sich aufgereckt; die Verhältnisse des Gebäudes waren großartiger, die Giebel und Zacken riesiger, der Eindruck des Ganzen sprechender geworden; es sah mit einer Art Verachtung, wie hocherhobener Stirn über

den unten eindringenden Haufen weg und weit in die stummen Geheimnisse der Nacht. Eine Todtenstille herrschte im Innern; de la Morlière's Augen forschten vergebens, ob er keinen Lichtstrahl hinter einem der Fenster bemerke. Was mochten die beiden einzigen, jetzt auf's Aeußerste bedrängten Bewohner beginnen? Er glaubte, sie seyen entflohen; und doch hatte keine der Schildwachen etwas Verdächtiges gemeldet. Aber sollte de Mussard sich fangen lassen wie eine Eidergans auf ihrem Neste? — Nein, nein, plötzliche, blendende Helle blitzte über den Hof und die Umgebungen hin; aus dem Gebäude krachten zwey starke, dumpf an den Mauern und dann an den Stämmen des Waldes hinrollende Schüsse; ein greller Schein übergoß von innen mehre der Fenster des Erdgeschosses.

»Die Petarde!« rief de la Morlière, »die Petarde an die Thür! — Chadieu! wir kommen zu spät!«

Die Petarde wurde befestigt, die Lunte entzündet, der Haufe zog sich zurück, und nach einer Weile Harrens erfolgte der Schlag; die beiden Flügel des Hausthores krachten zerschmettert auseinander, das Gebäude dröhnte und klirrend flogen die Fenster auf,

daß die Scheibensplitter und Bleistücke umhersprangen; durch die Oeffnungen drangen qualmende Rauchwolken heraus, ihnen nach schlugen züngelnde Flammenlohen an den Mauern empor; die Halle stand in Feuer, und nach wenigen Minuten leuchtete das ganze Gebäude in dem rothen, gespenstigen Glutlicht einer Feuersbrunst. De la Morlière drang trotz der Gefahr des Erstickens in das Innere und kam in die Halle. In ihrer Mitte war ein sehr hoher Scheiterhaufen zusammengeworfen und stand in vollem Brande; er sah nichts als einen bespornten Stiefel aus der Lohe hervorragen, darunter am Boden ein abgeschossenes Pistol, um dessen Schaft die Flamme leckte; weiter oben an der andern Seite glitt eine Frauenhand heraus, die als ein Häuflein Asche auf dem Boden ankam. — Er mußte wieder hinausstürzen vor der zerschmelzenden Glut und dem Qualm dadrinnen.

Valerian de Mussard und Jeanne Prestot schienen sich auf dem entzündeten Scheiterhaufen, der ihre Körper in Asche verwandelte, gegenseitig durch die beiden Schüsse den Tod gegeben zu haben. Wie eine Apotheose ihres muthigen Endes flammte das

Schloß von Moyencourt über ihnen in gewaltiger Lohe am Nachthimmel auf; eine blutigrothe, wie in rasender Freiheitsfreude wogende, sprühende Glut spiegelte sich in den Burggräben und ließ die grellbeschienenen Baumgipfel des Waldes leise sich regen und schütteln, als gehe die Seele des Jahrhunderte alten Baues scheidend durch ihre Zweige.

II.

Das Gut Moyencourt war nach dem Erlöschen der Familie de Mussard an mehre Besitzer und am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Erbfolge in die Hände eines deutschen Barons von Esch gekommen, der durch einen langwierigen Reichskammergerichtsprozeß sein Stammgut am Rhein verloren und so sich genöthigt gesehen hatte, seinen Wohnsitz in der Picardie aufzuschlagen. Das alte, ausgebrannte Schloß war mit geringer Abweichung von dem früheren Plane wieder aufgebaut worden, denn man hatte einen Theil der vom Feuer unzerstört gebliebenen, massiven Mauern stehen lassen; nur war Ordnung, eine gewisse Eleganz und Wohlhabenheit in dem neuen Gebäude so heimisch geworden, wie Unordnung und

Vernachlässigung es in den bestäubten Hallen des alten gewesen. Die zerfetzten Tapeten mit den gewirkten Parforcejagden hatten dem papiernen Zeitalter weichen müssen; in dem Wohnzimmer der Familie sang von dem löwenfüßigen Marmortische eine Pariser Spieluhr ihre Arie aus einer Oper Gressett's ab, und darüber lauschte, aus der Gipscartouche des venetianischen Spiegelglases, eine junge Mädchengestalt, so reizend modern, daß man sehr mittelalterlich gewesen seyn müßte, um sich noch einer elegischen Stimmung über den Verfall der massiven Ritterlichkeit hingeben zu können.

»Wo mag doch der Vater bleiben?« sagte die junge Dame, zu einer ältlichen gewendet, die am Fenster saß und ruhig Filet strickte; »ha, dort! richtig, bei dem alten Wappen, das uns nächstens auf den Kopf fallen wird. — Papa, soll ich anrichten lassen?« rief sie laut durch das geöffnete Fenster.

»Ist Auguste zurück?« antwortete eine Stimme vom Hofe her. Ein Schuß fiel dicht am Hause. »Da sind sie,« sagte die Tante; sie schießen die Gewehre aus. Du bist roth geworden, Clara? bist Du erschrocken?«

»Pah!« versetzte Clara unwillig, »die Nimrode!«

Draußen im Hofe stand der Hausherr, ein feiner, gesetzter Mann, im halb städtischen, halb ländlichen Kostüm. »Lieber Herr Schmand,« sagte er zu einer Art Mumie, von der man wenig mehr sah als einen hohen, kahlen Oberkopf über einem grauen Flausrock, unbeweglich aufwärts starrend wie eine Sonnenblume; »kommen Sie, kommen Sie. Man kann auch des Guten zu viel thun; unsere Jäger sind zurück. — He, Bello — Diana!« Ein paar gelbe Windspiele sprangen herbei und wanden sich wie Schlangen um ihres Herrn Füße.

»Nur noch eine Minute, Herr Baron, eine Minute!«

»Nein, keine Sekunde mehr! man muß Ihnen Gewalt anthun, Herr Schmand; sonst finden wir Sie einmal vertrocknet in einem bröcklichten Thurmgemäuer oder unter einem Haufen Quadersteine. Die Luft ist feucht, und wenn Sie nicht eine warme Suppe essen, werden Sie diesen Abend vor lauter Nießen Ihre antiquarische Gelehrsamkeit nicht vorbringen können.«

Er faßte nach einer langen Hopfenstange in der

Hand des Grauen; Herr Schmand aber verbeugte sich lächelnd und machte mit allem Respekt seine Stange wieder los.

»Schauen Sie nur,« sagte er, und fuhr mit der Stange gegen das Wappen über der Hausthür.

»Um Gotteswillen!« rief der Baron, »Sie werfen uns den ganzen Plunder auf den Kopf! die Klammern sind so wacklicht wie alte Hufeisen.«

»Ich habe das Ew. Gnaden schon lange vorstellen wollen,« sagte ein junger Mann, der mit abgezogenem Käppchen hinzutrat und beim ersten Wort so roth wurde wie eine Rose. »Es ist ein lebensgefährlich Ding; gestern saß Fräulein Clara über eine Stunde auf der Steinbank darunter und las; ich habe Todesangst ausgestanden.«

»Nun, warum haben Sie sie nicht gewarnt, Herr Cachard?«

»Ich wußte nicht,« stammelte der junge Mann, »ob es —«

»Aber warum ist das Wappen so zerbrochen?« unterbrach ihn der Alterthumsforscher.

»Ich habe Ihnen ja,« versetzte der Baron, »von

dem letzten de Mussard erzählt, von dem Brande — wissen Sie denn nicht mehr?«

»Ach Gott!« seufzte der Graue, »mein Gedächtniß! Alles aufschreiben, Alles aufschreiben! sonst geht's nicht; ich habe mich überarbeitet. Bitte, wiederholen Sie es mir noch einmal, die Data —«

Er zog eine Brieftasche hervor und begann laut zu notiren: »Valerian de Mussard, geboren Anno —«

»Punktum!« rief ein junger Mann in Jagdkleidern, der Sohn des Hauses, riß die Stange an sich, warf sie auf die Seite und schob den verdutzten Mann des Alterthums ohne Umstände in den offenen Thorschlund des Hauses; fünf bis sechs Stück junger Waidmannsadel folgten ihm lachend und lärmend, und die Gesellschaft verschwand im Speisezimmer.

Das Dessert stand auf der Tafel, alle Hasen waren bereits zum zweytenmal geschossen worden, und der gutmüthige Baron fand es an der Zeit, seinen gelehrten Gast, dessen Verdienste er als echter Edelmann vollständig anzuerkennen geneigt war, in Beziehung auf die Geschichte von Moyencourt zu befriedigen. Er wiederholte ihm mit der Geduld eines Märtyrers der Adelspropaganda Punkt für Punkt,

was er schon am Tage vorher ihm vollständig auseinandergesetzt hatte: wie Valerian, der letzte Sprößling des Hauses Mussard, nachdem er einen Edelmann im Zweykampfe getödtet, mit Jeanne Prestot hieher, in das öde Schloß von Moyencourt, sich geflüchtet; wie er hier von Richelieu's Abgesandten belagert worden; wie er in der angezündeten Burg die Geliebte und sich getödtet, und wie sein und Jeannens kleiner Sohn vom alten Seneschall geflüchtet worden.

»Und so,« schloß der Baron, »nahm die Sache einen Ausgang, welcher den ganzen französischen Adel in Schrecken und Nachdenken versetzte. Als man dem alten de Mussard die Nachricht brachte, soll er zuerst todtenbleich geworden seyn und sich zitternd an einem Pfeilertisch gehalten haben; dann sagte er: »Es ist gut; besser ein umgekehrtes als ein beschmutztes Wappen,« und sprach und eiferte sich dann so in Zorn, daß man wirklich glaubte, er wisse seinen Sohn, unter diesen Umständen, am liebsten todt und vor allen dummen Streichen geborgen. — Er reiste nach Moyencourt, befahl den neuen Auf- und Ausbau und pochte dabei ganz gelassen in Begleitung der

Werkmeister mit einem Hammer an die Mauern, in denen der Scheiterhaufen seines Kindes geflammt hatte, um zu untersuchen, wie sehr das Gemäuer gelitten habe. Das unter dem Schutt hervorgezogene Wappen wurde auf seinen Befehl wieder zusammengefügt und neu über der Thür befestigt. Nach einigen Tagen jedoch mußte er sich zu Bett legen, was aber Niemand bei Leibe etwas Anderes als einen Gichtanfall nennen durfte.

»Er war in diesem leidenden Zustande, als er eines Tages die erheiternde Gestalt des alten Seneschalls vor seinem Lager erscheinen sah. Adhemar machte zuvörderst einige wohlgesetzte Einleitungen und hielt, voller Vertrauen auf seine Redekunst, des Seigneurs leises Murren für vollständiges Einstimmen in die christlichmilden Ansichten von Versöhnlichkeit und Vaterpflicht, welche er entwickelte. »Er ist ungewöhnlich zahm heute,« dachte Adhemar und ging zum eigentlichen Gegenstande seiner Verhandlung, zum kleinen, wilden Sprossen Valerians über.

»Ich habe ihn bei einer Bäuerin geborgen, Monseigneur,« sagte er; »aber es wird ein Junge, wie Ihr noch keinen gesehen; auch das Andreaskreuz hat

er auf der Schulter, wie so viele de Muſſard's; seinem Großpapa iſt er wie aus den Augen geſchnitten.«

»Der alte Baron antwortete nicht, ſondern hatte das Geſicht in die Kiſſen gedrückt und athmete ſchwer. Adhemar glaubte, er weine, und der alte Frondeur ward ſo gerührt, daß er zu ſchluchzen anfing wie eine Nachtigall. »Monſeigneur, Ihr werdet Gottes Segen verdienen, wenn Ihr das Kind mir abnehmt, und Freude an ihm erleben; Ihr ſeyd doch nun einmal ſein —«

»Adhemar unterbrach ſich; der Seigneur fuhr auf wie ein verwundeter Stier. »Es iſt doch nun einmal der letzte Zweig Eures edlen Wappens, wollt' ich ſagen,« ſtotterte der erſchreckte Seneſchall.

»Wappen!« brüllte de Muſſard; »ich wollte, daß ihm mein Sterbewappen den vermaledeiten Kopf einſchlüge! — Jean! Jean!«

»Er ſank ohnmächtig zurück, ohne die Klingel erfaſſen zu können, nach der er die Hand ausſtreckte. Als er wieder zu ſich kam, war Adhemar, der Seneſchall, fort; mit ihm war der Knabe Valerians verſchwunden, Niemand wußte wohin. Hatte der Seigneur den Tod ſeines legitimen Sproſſen ertra-

gen, so schien das Daseyn des illegitimen seine Kraft völlig zu brechen. Das Gepräge seiner Familienreinheit, das von Gottes Gnaden ertheilte Andreaskreuz der de Mussard's auf der Schulter eines Bastards! seine Züge im Gesicht eines Bastards, in den Gesichtern einer ganzen, ignobel fruchtbaren Generation von Nachkömmlingen, die als Seifensieder sich ernähren und unter ihr Zeichen seinen Namen setzen würden! Das war mehr, als sein Gehirn ertragen konnte; er ward tiefsinnig, mitunter völlig irre, und endlich wie von innerer Säure marinirt. Ich weiß nicht, ob es mehr als ein Gerede war, wenn man behauptete, es seyen mehre Kinder räthselhafter Abkunft in jener Zeit auf seinen Betrieb aus der Welt geschafft worden. Seine Nachforschungen nach dem Enkel blieben Anfangs ohne Erfolg; dieser soll als Wachtmeister in der Schlacht bei Fleurus unter dem Marschall von Luxemburg umgekommen seyn. Dem alten Seigneur aber fand man für gut, nach dem er achtzehn Jahre lang noch aus seiner Devise: malo mori quam foedari, die blutdürstigsten Anschläge gesogen, zu versichern, der Sohn Valerians sey als Pflegesohn einer Marketenderin nach Flan-

dern gekommen und dort als Tambour von einer zersprungenen Kartätsche getödtet worden. De Mussard wurde nun ruhiger; aber sein Körper, den nur die Kraft des inneren Giftes so lange aufrecht erhalten hatte, fiel zusammen wie eine Haut, aus der die Schlange schlüpft. Nach wenig Wochen war der letzte de Mussard todt, und der schwarze Trauerschild hing umgekehrt über dem Portale seines Stammschlosses, die Zimiere nach unten, als Zeichen, daß sie fortan nur unter der Erde ihre dunkeln Wurzeln strecken.« —

Der Baron schwieg eine Weile, während Schmand eifrig aufzeichnete; dann fuhr er fort: »In seinen letzten Stunden sollen die schrecklichsten Fieberphantasien sich wieder auf den unglücklichen Knaben gerichtet haben und sein Wahnsinn mit erneuter Kraft zurückgekehrt seyn. Er hat laut geschrien: »Entkommen! der Hund ist entkommen! da, auf dem Hof von Moyencourt — packt ihn! — er hat eine Axt auf der Schulter, er will einen Span aus dem Thor hauen — er faßt die Pforte, das Wappen an!« — Dann hat er eine helle Lache aufgeschlagen, sich straff im Bette aufgerichtet, laut Victoria! ausgerufen

und ist darauf todt zurückgesunken. Es ist doch schrecklich!« —

Der Hausherr blickte vor sich nieder und spielte nachdenklich mit den großen Petschaften an seinen beiden Uhrketten. Er schien zu überdenken, welche Rolle er in gleicher Lage spielen würde, und mit dem Resultat eben nicht zufrieden zu seyn. Der Alterthumsforscher rieb die Stirn. »Führte die Familie nie einen andern Namen?« sagte er. Der Baron fuhr auf. »Daß ich nicht wüßte,« versetzte er; »doch ja: Seroy.«

»Mussard,« meinte der Alterthümler, »klingt wie ein Ekelnamen, so die Ritter ehemals oft führten um ihrer Persönlichkeit willen, und den die Nachkommen aus Pietät beibehielten.«

»Aber Mussard, was sollte das bedeuten?«

»Nun, Musard heißt ein Herumlungerer, ein Gaffer; der erste Seroy mag ein müßiger, neugieriger Herr gewesen seyn, daß man ihn Seroy le musard nannte.«

»Oder sich in der Schlacht versteckt haben,« rief einer der jungen Männer von der anderen Seite des Tisches herüber.

»Richtig,« sprach der Alterthumsforscher: „se musser, also Mussard, einer, der da versteckt, sich versteckt.«

»Also cacher — Cachard!“ rief August laut, der gern einen Witz machte, auch wo er nicht angebracht war; »ei, unser Herr Cachard ist ein verkappter Prätendent, der sich eingeschlichen hat, um uns das Brett unter den Füßen wegzuziehen! Das ist verdächtig; man muß untersuchen, ob Sie ein Kreuz auf der Schulter haben, oder einen Balken — ja einen Balken jedenfalls!« fuhr er lachend fort. Der junge Verwalter war blutroth geworden.

»Junker,« stotterte er, »ich weiß recht gut, was ein Balken in Ihren Wappen bedeutet. Ich bin armer, aber ehrlicher Leute Kind!«

»Ach was!« rief August im früheren Tone, »meinen Sie, ich dächte, Sie seyen hundert Jahre alt?«

Der Baron warf die Serviette auf den Tisch und rückte den Stuhl, das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben war. Alles brach auf, die Gäste strömten in den Salon, die Hausbedienten gingen an ihre Geschäfte; nur August war auf einen Wink seines Vaters geblieben, hatte sich in eine Fensternische ge-

stellt und sah bald auf den stillen, nebelfeuchten Hof hinaus, bald mit einem etwas langen Gesicht den noch längeren Schritten zu, womit sein Vater den Speisesaal maß. Er entdeckte ohne Mühe, wie in den Zügen des Barons eine Mercuriale sich immer leserlicher ordnete, Hieroglyphen, die ihm weder unbekannt, noch zu irgend einer Stunde unerwartet waren.

»August,« sagte der Baron, »Du bringst mich zuweilen zur Verzweiflung durch Deine unbegrenzte Rücksichtslosigkeit.«

August zuckte ein wenig zusammen. »Wie so, Papa, wie so?«

»Wie so? daß Du von Deinem ersten Ausflug in die Welt nur mit einem halben Ohre zurückkommen wirst, werde ich als eine Gnade Gottes und eine nützliche Operation betrachten müssen; daß Du von Deines Gleichen als ein taktloser Mensch gemieden werden wirst, ist schon schlimmer; am schlimmsten aber, daß Du gänzlich ohne Sinn bist für das, was der Höhergestellte dem Ehrgefühl des Geringeren schuldet, besonders bei der scharfen und schwer zu berechnenden Verletzbarkeit solcher Leute, wie Cachard,

der dort auf dem Hofe, der Himmel weiß, welche bitteren Gefühle mit seinem Stabe in den Staub zu zeichnen und zu begraben sucht. — Weißt Du denn nicht, daß Cachard in der That ein Nachkomme« —

Die Rede des Barons, welcher August mit ungeduldigem Respekte zuhörte und mit einem wiederholten: »aber Papa!« abzulenken suchte, ward hier durch ein plötzliches, lautes Geräusch unterbrochen, das von dem eben noch schweigend und still, wie ausgestorben daliegenden Hofe tönte. Eine große Steinmasse krachte draußen polternd, auseinanderschellend auf einen harten Gegenstand nieder. »Der Wappenschild ist herabgefallen!« rief August und wollte aus dem Zimmer stürzen. »Halt!« sagte der Baron und ergriff den Arm seines Sohnes; »hörst Du nichts?«

Die letzten Noten eines markdurchrieselnden, scharfen Wehgeschreis tönten dem Gepolter nach; es schien zu ersterben, da sprang es plötzlich in eine silberhelle Lache um und endete dann in einem langgedehnten, singenden Tone, der mehre Cadenzen voll unbeschreiblichen Wollauts durchlief und von dem Orte, wo der erste Schrei hörbar wurde, bis an das Ende

des Gebäudes, außen an der Mauer entlang, sich hinzuziehen schien. Wie in dem Wehelaut Anfangs ein Ausbruch von unsagbar bodenlosem Leid, lag in den letzten Tönen, die wie eine verhallende Glocke ausklangen, ein Etwas von seelenauflösender, alle Gedanken einsaugender Innigkeit, Accorde, als ob sie auf einem Instrumente angeschlagen seyen, das man mit den tiefsten Saiten einer Menschenbrust bespannt. Der Baron stand erbleicht, wie an den Boden gewurzelt; August stürzte mit einem Schrei der Verwunderung hinaus, und jener folgte ihm mit schwankenden, eiligen Schritten.

»Das Wappen sitzt!« rief August ihm von der Hausthür her entgegen. In der That, die Steinarbeit saß in ihren alten Klammern wie immer über dem Architrave der Thür; nirgends war eine Spur zu entdecken, daß irgend eine Last gefallen sey. Die Stille eines Nachmittags, die das Leben eines einsamen Landhauses niederdrückt, lag wieder auf dem ganzen Hofe, und schien in der feuchten, nebelschweren Luft ein Gewand gefunden zu haben. In der Entfernung stand Cachard und sah regungslos wie eine Statue nach dem Eingange des Herrnhauses

hin. Der Baron winkte ihn herbei; er kam, seine Züge waren leichenblaß. Der Baron blickte ihn fragend an; »Cachard,« sagte er dann, in die Höhe deutend, »besorgen Sie, daß es je eher desto besser heruntergenommen werde.« Dieser antwortete nicht, entweder, weil er zu erschrocken war, den Auftrag zu verstehen, oder weil er August nicht unterbrechen wollte, der ausrief: »Weßhalb kommen die Anderen nicht? Sollte das Keiner gehört haben? He, Clara! Du kannst Geister sehen.« — Er sprang in's Haus hinein. »August,« rief der Baron und eilte ihm nach, »August, kein Wort! ich beschwöre Dich! Du weißt, wie abergläubisch Clara ist, keine Sylbe davon!«

Mehre Tage waren vergangen; die männlichen Bewohner des Gutes waren sämmtlich nach Tische zu einem Besuche nach Noyon geritten; die Tante hielt ihre Sieste, und Herr Schmand, der Mann des Alterthums, wanderte in den Gehölzanlagen umher, die graue Theorie an dem grünen Waldwuchs der Natur aufzufrischen. Er kam an eine Stelle, wo eine Gruppe von alten Weißtannen das frische

Laubholz umher wie eine Reihe von Trauercandelabern überragte, und fand den jungen Verwalter dort, auf einem Sandsteine sitzend, welchen das hochquellende Moos des Waldbodens zur Hälfte überdeckt hatte. — »Ei, Herr Cachard, warum haben Sie sich denn hier cachirt?« sagte Herr Schmand, indem er sich neben ihn setzte. Cachard sprang wie entrüstet auf, setzte sich aber sogleich wieder und blieb stumm. Man hatte seit mehren Tagen an dem jungen Manne ein wunderliches Wesen bemerkt. Hatte immer etwas Träumerisches in seinen zarten, feingeschnittenen Zügen gelegen, so schien jetzt sogar etwas Wirres aus den starrer werdenden Blicken seiner dunklen, glühenden Augen zu sprechen. Er arbeitete doppelt so rasch wie sonst, sagte der Baron und klagte doch über seinen Mangel an Theilnahme für Alles und Jedes und sein apathisches Abthun der Geschäfte, das er früher nicht an ihm gekannt. Er war immer allein, die Stunden, welche ihn in die Gesellschaft der Familie zogen, schienen wie eine drükkende Last auf ihm zu liegen; »er wird überschnappen,« sagte August, »oder er ist in eine Kochmamsell verliebt. Nun, Clara, Du brauchst nicht roth dar-

über zu werden und mich anzusehen, als sollt' ich in Flammen aufgehen wie weiland der Ritter Valerian. Aber ein verbissenes Naturell hat der Bursche; er zitterte durch den ganzen Körper, als ich ihn neulich wegen meiner Unbesonnenheit besänftigen wollte und meine Hand auf seine Schulter legte.«

Als Herr Schmand sich niedergesetzt hatte, zog er ein verrostetes Stilet aus der Tasche und begann, das Moos von dem Steine damit abzulösen. Der junge Mann neben ihm achtete nicht darauf, fuhr aber plötzlich empor, als er durch einen raschen, geschickten Griff der langen, dürren Finger des Alten einen Gegenstand, mit dem er wie gedankenlos gespielt hatte, sich aus den Händen gerissen sah. »Geben Sie her, um Gotteswillen!« rief er; der Alterthumsforscher besah das kleine, silberne Petschaft: „Malo mori quam foedari," las er; »aber welches Wappen ist das? es sieht aus wie ein gekrümmter Drachenschwanz — kann auch eine Locke bedeuten.«

Cachard entriß es ihm wieder und Herr Schmand ließ es geduldig geschehen, denn sein immer spähendes Auge hatte eine Andeutung von Buchstaben auf dem Theile des Sandsteins entdeckt, auf dem Cachard

bisher gesessen. Das Stilet fuhr in die Vertiefungen und grub und säuberte; endlich wurde eine zusammenhängende Inschrift erkennbar.

»Unleserlich, sehr unleserlich!« sagte Schmand, indem er tiefgebückt sein Auge nah an den Stein brachte; »es heißt wol: Vale munde, est Jesus pretium mihi. Ja, so heißt es, sehen Sie: V. M. S. J. Pre.... M. Die kleinen Buchstaben sind verwischt.«

Cachard schlug ein lautes Lachen auf.

»Nun, glauben Sie nicht?« fragte der Alterthümler. »Was glauben Sie?«

»Was ich glaube? Alter Herr, ich glaube nichts; ich weiß, daß die Schrift eine andere Bedeutung hat; aber was nützt sie Ihnen? Was soll Ihnen überhaupt all der leere Klang von Namen und Jahreszahlen und genealogischen Notizen, welche Sie in Ihre Register eintragen? Gewinnen die Gestalten, deren verschollene Namen sie wieder aussprechen, dadurch Leben für Sie? Ich weiß, was diese Buchstaben bedeuten, und wenn ich sie ausspreche, treten zwey lebende Gestalten vor mich hin: für Sie bleiben

es Gerippe, wie alle die, welche in Ihrer Schreibtafel mit Geburts- und Todestag stehen.«

»Aber die Geschichte —« fiel Herr Schmand verdutzt ein.

»Die Geschichte,« sagte der junge Mann heftig, »ist die Schlange, welcher ein Messias den Kopf zertreten muß. Was wollen Sie beweisen mit Ihrer Geschichte, als daß die Welt vor Jahrhunderten so verrückt gewesen ist, wie wahnsinnig jetzt? Die Söhne sterben an der Geschichte ihrer Väter. Die Unvernunft steht in riesenhafter Verkörperung vor Ihnen; aber versuchen Sie einmal, ihr das Brett unter den Füßen wegzuziehen: sie hat eine feste Unterlage, die Geschichte. Wenn Sie nicht die Geschichte todt seyn lassen, wird nie das Geschehende lebendig. — Aber wie wär' es möglich,« fuhr Cachard leiser fort, indem seine aufgerichtete Gestalt zusammensank und er mit einem starren Blick in das staunende Antlitz des Grauen sah, als ob er seine Gedanken darin einschreiben wollte, »wie wäre es möglich? die Geschichte ist eine Rabenmutter, die ein Recht auf ihre Enkel hat und sie mit unsichtbaren Geierkrallen an sich reißt, um sie zu tödten, wie sie deren Väter getödtet

hat. Sie übt einen unwiderstehlichen Bann, eine zauberhafte Macht über sie, die sie anwendet, sie zu verderben. Saturn frißt seine Kinder; setzt das als Vignette vor jedes Geschichtsbuch, es ist keine Mythe. Mich hat die Geschichte meiner Eltern gefaßt, und ich werde daran sterben. Sie wird mir das Genick brechen.«

Der junge Mann hatte die letzten Worte fast unverständlich leise gesprochen; er richtete den Kopf wieder empor, sah gleichgültig auf den Alterthumsforscher, den Stein, die Bäume vor ihm, als hätte er so eben mit dem gewöhnlichen Interesse eine Bemerkung über das Wetter gemacht, und ging ruhig davon. Herr Schmand schlug die Erde von seinem Dolche, schrieb die entdeckten Buchstaben in sein Taschenbuch und sagte dann aufstehend: »Hat mir denn nicht neulich Jemand gesagt, der Cachard sey übergeschnappt? ei ja, so wird es seyn. Muß es doch notiren, um mit dem Baron darüber zu sprechen.« Er musterte die Blätter seines Notizenbuchs, um die Rubrik zu finden, in welche die Bemerkung: Cachard — übergeschnappt — die Geschichte das Genick brechen — Platz finden könne. »So viel ist ge-

wiß, das Bein hätte mir die Geschichte einmal fast gebrochen, bei dem vermauerten Gang unter dem Thurm zu Hohenburg, den wir aufbrechen ließen. Es war eine dumme Geschichte; die Jungen hatten eine Wasserpfütze mit Sägespänen bedeckt; bin auch abgereist, ohne dem Grafen seine Genealogie auszuarbeiten; ich sollte oben schwimmen, weil ich Schmand sey, lachten die Schlingel.« — Er schrieb, steckte das Buch zu sich und wanderte heim.

Herr Schmand hatte etwa eine halbe Stunde auf seinem Stüblein über einer nicht sehr leserlichen Urkunde gebückt gesessen, als er an eine Stelle gerieth, wo seine sonst scharfen Augen ihm ihre weiteren Dienste versagten; selbst eine Brille wollte nicht ausreichen, die wirren Schriftzüge zu enträthseln, und er beschloß deßhalb, aus der Bibliothek des Barons dessen gute Loupe zu holen. Er hatte seine Füße, die in ihren schweren Schnallenschuhen viel Aehnlichkeit mit der Gestalt einer halslosen Guitarre behaupteten, in ein paar weiche Galloschen geborgen, und da außerdem eine schätzenswerthe Bescheidenheit zu den Eigenschaften des würdigen Mannes gehörte, schritt er so sacht wie eine Katze über den Corridor, um Niemandem

durch unnöthiges Geräusch lästig zu fallen. Desto leichter wurde es seinem Ohre, das leise Summen von Worten aufzufangen, welches aus dem Hintergrunde des Bibliothekzimmers drang und den Mann des Alterthums auf die merkwürdigste und überraschendste aller Entdeckungen leitete, welche er je gemacht zu haben sich rühmen durfte. Er stand in der halbgeöffneten Thür und erblickte durch den Raum, welchen die Bücherreihen in einem, die Mitte des Zimmers durchschneidenden Repositorium frei ließen, Fräulein Clara auf dem Sopha in der gegenüberliegenden Ecke; sie beugte sich über die Schulter des jungen Verwalters, der vor ihr auf dem Teppich saß, und, was das Unschicklichste war, seine Schulter entblößt hatte, die, was das Allerunschicklichste war, Fräulein Clara küßte. Etwas Aehnliches hatte Herr Schmand in keinem seiner Notizenbücher stehen, obwol sie voll waren der sonderbarsten Ereignisse in allen edlen Familien Deutschlands und eines Theils von Frankreich. Er stand wie an die Schwelle genagelt und lauschte angestrengten Ohrs.

»Ich glaube ja, daß Du Recht hast, Theophile,« hörte er Clara sagen, »auch ohne daß ich Dein An-

dreaskreuz sehe; aber was hilft das Alles? Deine Ansprüche werden verlacht werden; Du mußt, Du sollst Dir selbst eine Stellung, ein anderes Loos erringen, welches ich theilen kann.«

»Aber, Clara, ich kann ja nicht fort von hier!«

»Theophile, laß uns nicht kindisch seyn. Warum könntest Du Dich nicht losreißen, wenn Du weißt, es ist der einzige Weg? auch ich muß es ja ertragen.« Theophile lachte auf, so eigen heiser, daß Clara erschreckt auffuhr: »Um Gotteswillen, was hast Du?

»Hab ich's Dir nicht gesagt, daß ich gefesselt bin, daß er mir das Genick brechen wird, noch in diesen Tagen? Was sah der Alte Anderes, als er auf seinem Sterbebette ausrief: er geht über den Hof von Moyencourt — er will einen Span aus dem Thor hauen, er faßt die Pforte, das Wappen an — und dann aufjubelte: Victoria! — Er hat mich verwünscht; sein Wappen wird mir den Kopf zerschlagen. Glaubst Du nicht, Clara, daß Sterbende in die Zukunft sehen können? Warum hat er Viktoria geschrien, als er gestorben ist?«

»Es ist schrecklich; Deine Phantasie wird Dich wahnsinnig machen, Theophile,« sagte Clara und

legte ihre Wange an sein Haupthaar. »Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß du ja nicht der Sohn, sondern der Urenkel Valerians bist!«

»Du wirst es sehen, Clara,« sagte Theophile nach einer Pause; »hättest Du den Schrei gehört, neulich, an dem Tage, wo ich Dir in der Frühe den alten Brief des Seneschall gezeigt, worin er sagt, daß er mich Cachard genannt —«

»Dich? Deinen Urgroßvater,« schaltete Clara ein.

»Nun ja, meinen Urahn, und wo an der Tafel Dein Vater noch einmal die Geschichte erzählte. Er weiß sie von Dir, Clara, und ahnet nicht, woher Du sie weißt, und wie viel sie seine Tochter angeht. Ja, hättest Du den Schrei gehört, und wie das Wappen stürzte und doch oben so spukhaft an der Wand gefestet lauerte. — Clara,« fuhr er plötzlich auf, »der Schrei war Deine Stimme!«

»O Gott!« seufzte Clara und barg ihr Gesicht in der Ecke des Sophas; dann warf sie sich stürmisch an seine Brust; »Theophile«, rief sie, »Theophile, fasse Dich, um Gotteswillen! sey ein Mann — ein kräftiger Entschluß, nur ein —

»Pschah! tönte es mit lautem Nießen von der

Thür her, eine plötzliche Störung, welche die beiden jungen Leute wie aufgescheuchte Vögel auseinander flattern ließ. Aber Niemand war zu gewahren; nur als Clara mit heftigem Herzklopfen in das Wohnzimmer ihrer Tante eilte, sah sie Herrn Schmand mit einer wunderbaren Behendigkeit, drei Stufen auf einmal überschreitend, die Treppe zu seinem Kämmerlein hinaufschweben.

Theophile saß am Abend in seinem Zimmer, das in einem der Nebengebäude lag; er hatte sein Gesicht in die Flächen seiner Hände gedrückt und hing den wirren, immer wildere Pfade einschlagenden Gedanken nach, welche seit einiger Zeit sein Inneres zerrütteten. Die Wurzel seines Seelenübels, denn so durfte man es nennen, mochte in dem brennenden Ehrgeize liegen, welcher sich hinter dem scheuen, blöden Wesen des jungen Mannes versteckte. Er wußte, daß er der Nachkomme Valerian de Mussard's sey; mehre Belege dafür waren in seinen Händen, Dank der Sorgfalt des alten Seneschalls für seinen Uhrahn. Hatte aber das Ausgeschlossenseyn von allen Gütern der Familie, als deren Erben er sich betrachtete, wie von allen Glücksgütern überhaupt, eine ge-

wisse Schwermuth und Bitterkeit über die letzten Lebensjahre des träumerischen Jünglings gebreitet, so concentrirte sich diese Melancholie zu einem folternden Schmerze, seitdem er die Tochter des jetzigen Besitzers von Moyencourt liebte und in seinen Verhältnissen unübersteigliche Schranken zwischen ihr und sich gesetzt sah. Clara's Entschlossenheit war seiner Zurückhaltung und fast mädchenhaften Scheu um drei Viertheile des Weges entgegengekommen; sonst hätte wol nie zwischen Beiden eine gestandene Innigkeit eine solche Sprache gefunden, wie wir sie eben mit dem Alterthumsforscher belauschten. Clara's Neigung hatte, wie die Frauenliebe es so gern thut, und wie gerade hier es so natürlich war, eine mütterliche Färbung angenommen. Sie beruhigte ihn, sie wußte ihn zu leiten und einen Ausbruch niederzuhalten, wenn das Blut der alten de Mussard's in ihm aufzuschäumen Lust zeigte, was Anfangs gar nicht, später aber immer häufiger der Fall war. Seit einigen Tagen schien sie jedoch ihre Macht über ihn verloren zu haben; seit dem Augenblicke nämlich, wo sie ihm zuerst die Nothwendigkeit gezeigt hatte, daß er Moyencourt verlassen und sich eine andere Lebenslaufbahn zu eröffnen su-

chen müsse. Selbst von ungewöhnlicher Energie beseelt, hatte Clara nicht daran gedacht, daß es ihm an Lust und Kraft fehlen könne, den harten Kampf um eine glänzendere Existenz auf sich zu nehmen; er hatte lebendiger als je bei ihren Worten das Abhängige, Hoffnungslose seiner Lage gefühlt, lebendiger als je aber auch, daß er nicht zum Dienen, Kämpfen und mühsamen Ringen in der Dunkelheit einer untergeordneten Stellung, sondern, glaubte er, zu Glanz und Reichthum geboren sey. »Ich wollte, das Wappen zerschlüge mich, das der letzte de Mussard seinem Enkel auf den Kopf gewünscht hat,« hatte er damals beim Scheiden im Unmuth zu Clara gesagt. »Ich bin ja der erste von seinen Enkeln, der den Span aus dem Thore hauen möchte, der wenigstens durch Dich einen Theil seiner alten Burg wieder an sich reißen will. Die Anderen sind umgekommen auf dem Schlachtfelde, fern von hier; ich muß das Geschick erfüllen!« Clara hatte nicht darauf geachtet; aber Theophile durchwachte mit dem Gedanken eine fieberische Nacht und der Morgen sah auf seinem Antlitz die beunruhigenden Spuren einer fixen Idee ausgeprägt.

Theophile saß unbeweglich in derselben Lage in seinem Zimmer, bis es völlig dunkel geworden war; zu der übrigen Qual seiner Gedanken hatte sich eine namenlose Angst vor dem nahen Tode, der ihm, wie er glaubte, unvermeidlich sey, gesellt, daß er an allen Gliedern zu zittern begann. Er sprang auf und rief schwerathmend die Worte: »Nein, das ist nicht auszuhalten! besser auf der Stelle, als nach der Folter einer Reihe von Tagen voll Todesqualen! ja auf der Stelle! Jeanne soll dabei seyn — Jeanne Prestot muß auch sterben!«

Hier wurde seine Thür geöffnet und der Baron trat ein. »Guten Abend,« sagte er freundlich; »was halten Sie denn für Selbstgespräche in der Dunkelheit? Hören Sie einmal, Herr Cachard, ich trug Ihnen neulich auf, den Wappenschild abnehmen zu lassen; Sie werden es vergessen haben, aber besorgen Sie es morgen in aller Frühe, ehe meine Tochter aufgestanden ist; sie hat mir eben eine besondere Unruhe wegen der Gefährlichkeit des alten Zierraths geäußert, und es ist in der That unverzeihlich, daß er nicht längst weggeräumt ist, da uns ohnehin das ganze Wappen ja nichts angeht. Sorgen Sie also

dafür, daß Clara ihn nicht mehr in seinen alten Klammern sieht.«

»Jeanne Prestot wird mit in den Tod gehen; ich habe ihren Weheschrei gehört,« versetzte der junge Verwalter. Der Baron sah verdutzt den Sprechenden an, dessen Stimme er kaum wieder erkannte, weil sie einen unbeschreiblich hohlen Ton angenommen hatte; er konnte die Gestalt wegen der Dunkelheit fast nicht mehr unterscheiden; aber zwey blitzende Augen leuchteten ihn aus dem Düster wie die eines unheimlichen Nachtvogels an. Ein Grauen überlief ihn. »Herr Cachard,« sagte er und trat ihm um einen Schritt näher; als er keine Antwort erhielt, fand er es für besser, das Zimmer zu verlassen und in das Herrenhaus zurückzukehren.

Etwa eine Stunde später hüpfte eine Laterne über den dunkeln Hof von Moyencourt; es war der Hausknecht, der in einem der Ställe nach einem kranken Rinde sehen wollte, und sie, rasch zuschreitend, in der Hand schwenkte. Als er die Thür des Nebengebäudes fast erreicht hatte, sprang ihm eine Gestalt daraus entgegen, die eine schwere Stange in der Hand hielt, wie man sie zur Stütze junger Obst-

bäume braucht und in jenem Gebäude aufbewahrte. Der Mann fuhr erschrocken zurück, hatte aber die Fassung, mit der Laterne dem Fremden in's Gesicht zu leuchten. »Ei, Herr Cachard,« sagte er beruhigt; »meinte ich doch, ein Gaudieb wolle mir zu Leibe. Aber wie sehen Sie denn aus?« Der Verwalter schob ihn heftig bei Seite und sprang an ihm vorüber.

»Sieh, sieh, springt wie eine junge Katze und sah aus wie ein Spuk oder eine Leiche so blaß; was ist's mit dem Cachard?«

Auch der Baron fragte im hellerleuchteten Gesellschaftszimmer, wo die Tante den Thee servirte und die Jagdfreunde August's sich neckend um Herrn Schmand gruppirt hatten, der heute ungewöhnlich geduldig und schweigsam war: »Was ist's denn mit dem Cachard?« Clara ging hinaus, die Tante wußte keine Antwort zu geben, die jungen Männer schwatzten fort.

»Herr Schmand, warum haben die friedlichsten Nationen das Pulver erfunden, die Chinesen, die geborene Krämer sind, und die metaphysischen Deutschen?« so fragte einer der jungen Herren.

»Herr Schmand, wer hat die Alterthumsforscher erfunden?« fragte August.

»Der, welcher die Junker gemacht hat,« sagte Schmand.

»Um das Gleichgewicht zwischen nützlichen und unnützen Thieren wieder herzustellen, wollten Sie sagen?« fiel jener lachend ein.

»August!« rief der Baron mit verweisendem Tone; August aber hörte ihn nicht, er sprang aus dem Kreise und starrte mit vorquellenden Augen entsetzt seinen Vater an, durch dessen Gestalt in diesem Augenblick ebenfalls ein krampfhaftes Zucken rieselte: man hörte denselben Lärm, der vor wenigen Tagen die verweisende Rede des Barons unterbrochen hatte, eine Sekunde darauf denselben Schrei, nur leiser, kürzer abgebrochen, aber laut genug, daß die ganze Gesellschaft in einen Ruf erschrockenen Staunens ausbrach und sich der Thür zudrängte. Man kam in die Halle; die Hausthür war geöffnet, draußen auf dem Absatz stand der Hausknecht und bückte sich, um mit seiner Laterne eine Gruppe zu beleuchten, die einen gespenstisch grausenhaften Anblick in dem grellen, gelben Scheine der zitternden Dochtflamme darbot.

Theophile Cachard lag der Länge nach am Boden, von Blut bedeckt, das aus einer großen Wunde in

der Gegend der rechten Schläfe strömte; über ihn, an seiner Brust, seinen Nacken umklammernd, aber bewußtlos und in der tiefsten Ohnmacht, wie es schien, war Clara hingeworfen; rund umher und über die Treppenstufen hinunter gestreut lagen Stücke und Trümmer von zerbrochenem Sandstein.

»O Gott, o Gott! ist sie todt? Clara, Clara!« rief der Baron und hielt sich an dem Rahmen der Thür aufrecht; August kniete nieder und hob seine Schwester schluchzend an seine Brust; »Essig, gebrannte Federn!« rief Herr Schmand und rannte die Tante um; der Hausknecht aber hob sich aus seiner gebückten Stellung empor und ließ den Schimmer seiner Leuchte auf die bleichen Gesichter der entsetzten Gruppe fallen, welche sich in der Thür zusammendrängte. »Seyn Sie nur ruhig, Herr Baron, 's hat nichts zu sagen,« sagte er; »der tolle Mensch hat sich das Wappen auf den Kopf herabgerüttelt und eins an die Schläfe gekriegt; aber 's hat nichts zu sagen, er stirbt nicht davon, und Fräulein Clara« — und der Mensch lachte — »Fräulein Clara sind aus der Thür gekommen und haben geschrien, wie der Cachard schon lag, und der Stein auch. Ich

sah's: es war wie'n Blitz, da warfen Sie sich neben ihm nieder und sind ohnmächtig geworden.«

Man brachte Beide in's Haus und Clara wachte bald aus ihrer Ohnmacht auf. Theophile wurde ebenfalls in's Leben zurückgerufen, aber nicht zum Bewußtseyn; er lag mehre Tage in den Phantasien eines heftigen Fiebers, dem eine völlige Entkräftung von mehren Wochen folgte. Als er endlich genesen, war auch die fixe Idee verschwunden; die Vergangenheit schien ihm wie ein Traum zu seyn; aber er vermied, von ihr zu sprechen, und als ihn einst Clara fragte, ob er sich habe tödten wollen durch das Herabschlagen des alten Wappens, wandte er sich auf seinem Lager um und gab keine Antwort. Clara hatte ihn während seiner ganzen Krankheit nicht verlassen; sie hatte ihn gepflegt, bei ihm gewacht, sie hatte jeden seiner Athemzüge belauscht. Das Krankenzimmer war ja auch ihr einziges Asyl geworden gegen die bitteren, vorwurfsvollen Blicke ihres Vaters, gegen die verweinten Augen ihrer Tante, gegen August's giftige Reden, die sich oft in einen drohenden Fluch als Pointe endigten, indeß der Baron während all jener Tage kein einziges Wort an sie richtete. Nur die

Tante versuchte leise Ermahnungen, aber ohne Erfolg; Clara geberdete sich dabei wie eine Löwin, der man ihr Junges nehmen will.

Der Eclat war zu groß; das Verhältniß des Fräuleins von Esch zu dem Verwalter ihres Vaters war offenkundig geworden; es ließ sich nichts thun, als diesem nach seiner Genesung die Weisung zu geben, binnen vierundzwanzig Stunden Moyencourt zu verlassen und Clara zu befehlen, so oft Gäste da seyen, auf ihrem Zimmer unsichtbar zu werden — eine Aufgabe, der sie mit dem willigsten Gehorsam nachkam. Cachard packte am nächsten Morgen seine geringe Habe zusammen und ging nach Paris.

Der Schluß unserer Geschichte ist bald erzählt. Zur größten Verwunderung aller klugen Leute in Europa und des Herrn Schmand insbesondere, ereignete sich zwey Jahre später, was Theophile Cachard als pium votum dem Alterthumsforscher geäußert hatte, wie sie zusammen auf dem bemoosten Steine unter den Fichtencandelabern gesessen. Die Pariser nämlich, als ob sie bei dem jungen Verwalter in die Lehre ge-

gangen, schlugen die Geschichte todt, um das Geschehende lebendig zu machen; sie zapften nebenbei Allem, was eine Geschichte hatte, so viel Blut ab, daß die arme Clio den Verstand darüber verlor und, wie gewöhnlich kindisch werdende Leute, nur noch der Ereignisse ihrer Jugend sich zu erinnern wußte, der uranfänglichen, republikanischen Formen aus der Periode ihrer Lebenszeit, in welcher sich zuerst das Bewußtseyn in ihr entwickelt hatte. Ihr mittleres Alter wurde in Vergessenheit gehüllt. Damit stand im Zusammenhange, daß der Freiherr von Esch sich eines Abends kummerschwer als Baron zu Bett legte und am andern Morgen als Citoyen Esch wieder aufstand, obwol ganz lustig, wie immer, die Spatzen auf der Fensterbank flatterten, die Linde davor ihre duftigen Zweige schaukelte und die Kornfelder drüben im gedeihlichsten Sonnenschein die grünen Halme in violetten Wellenschlägen bewegten. Auch wurde es Abend und Morgen, und die Welt stand und ging nicht unter, und der neue Verwalter lächelte, wenn er vom Citoyen Esch seine Anweisungen zu holen kam, die früher des Herrn Barons Befehle geheißen hatten. Nur Herr Schmand machte sich

aus dem Staube und flüchtete seine genealogischen Notizen, seine Stammbäume, seine heraldische und andere Weisheit nach Deutschland.

In dem Empfangzimmer von Moyencourt stand einige Monate später ein blühender, streng, aber dennoch etwas verlegen aussehender, junger Mann in langer, blauseidener Robe mit goldenen Stickereien, eine dreifarbige Schärpe über der Brust, mit deren goldenen Fransen seine Finger sich beschäftigten, eine hohe, schwarzseidene Toque auf dem Kopfe und einen Galanteriedegen mit silbernem Griff an der Seite; wer näher zugesehen, hätte die Worte: liberté, égalité in emaillirter Schrift darauf gelesen.

»Sie glauben meine Sicherheit verbürgen zu können, Citoyen Präfekt?« sagte der Baron, der vor ihm stand.—

»Seyen Sie ohne Sorge. Man wird Ihnen für Moyencourt nicht ein Drittheil des Werthes bieten, wenn Sie es verlassen und nach Deutschland ziehen wollen; auch ist die Emigration mit zu vieler Gefahr verbunden.«

»Aber das Majorat ist aufgehoben,« fiel der Baron ein; »die Baronie wird nach meinem Tode zersplittert, und die Familie —«

»Sie müssen einen Schwiegersohn finden, der auf den Antheil verzichtet, welchen das Gesetz Fräulein Clara an Ihrer Baronie zuerkennt. Lassen Sie mich diesen Schwiegersohn seyn, Citoyen Esch!«

»Nun, Gott walt's, Citoyen Theophile Cachard!« sagte der Baron nach einer Weile Nachdenkens und schüttelte seufzend die dargebotene Hand des Präfekten seines Departements.

Wein- und Liebeshandel.

I.

Herr Sillsberg und sein Haus.

Der vornehmste und reichste Mann in dem Städtchen X. am Rhein ist der Weinhändler Sillsberg. Er bewohnt dort ein großes, aus einem ehemaligen Kloster umgebautes Haus, das nahe am Flusse liegt und nur durch einen geräumigen Platz mit Rasenstücken, Blumenparterres und marmornen Gartenstatuen davon getrennt ist. Ueber diesen Platz hinweg, durch die Stäbe eines Eisengitters, blickt man auf den breit und stolz dahinrollenden Strom und die rebenbedeckten Berghänge des jenseitigen Ufers. Der Raum vor dem Hause ist mit eben so viel Geschmack angelegt, als mit Sorgfalt unterhalten. Rechts hebt sich aus einem Gebüsch von Cyringen und Goldregen, das einen

künstlichen Hügel bedeckt, ein chinesischer Pavillon mit roth und weiß gestreiftem Dach. Es ist eine Art Belvedere, welches auf- und abwärts eine Strecke des Stromes beherrscht und diesem nahe genug liegt, um die Gestalten der Reisenden auf den Dampfschiffen erkennen zu können. Unter dem Hügel umgiebt eine Rosenhecke das Bassin eines plätschernden Springquells, der so hoch steigt, daß er die untersten Zweige einer uralten Ulme neckend mit seinen Tropfenschauern bestäubt. Zur linken Seite des Hofes aber verlaufen sich die weißen Schlangenpfade aus den Rasenanlagen in ein Bosquet ausländischer Stauden, über welche im Hintergrunde an einer Seite die Glasfenster eines Treibhauses emporragen, während an der anderen, dem Gebäude zunächst, die vergoldeten Knäufe eines als Voliere dienenden Kioskes hindurchschimmern.

Wendet man sich nun, um das Haus des Herrn Sillsberg selbst anzusehen, so findet man ein langes, zweistöckiges Gebäude, dem weder der moderne, von Säulen getragene Balkon über dem Thorwege, noch die hellgelbe Tünche und die grünen Jalousien das Gepräge eines alten Bauwerks nehmen können. Um

es als solches zu bezeichnen, genügt schon der wunderschöne Erker von der künstlichsten Steinhauerarbeit, der links, dem Springquell nahe, fast in den Aesten der großen Ulme hängt, wie das Nest irgend eines mittelalterlichen Wundervogels in dem Jahrhunderte alten Baume. Noch älter ist an der Ecke des Hauses rechts der geräumige, viereckige Thurm mit Spitzbogenfenstern, zu dessen zweytem Stockwerk eine von außen angebrachte, schmale Treppe von Gußeisen führt, während wilder Wein und Epheu den unteren Theil des rohen Mauerwerks verbirgt.

Im unteren Geschosse des Hauses, wo die Fenster runde Wölbungen und feste, eiserne Gitter zeigen, befinden sich die Comptoirs und Schreibstuben; darüber im zweyten Geschosse wohnt Herr Sillsberg; links die Zimmer, zu denen der Erker gehört, und durch deren Fensterscheiben die Vorhänge von grünem und purpurnem Seidendamast schimmern, werden von der Tochter des Hauses, Fräulein Helena Sillsberg, eingenommen, und ihnen gerade entgegengesetzt, in dem großen Thurme, haust Herr Wilibald Espe, der erste Buchhalter der Firma »Sillsberg und Richarz.«

Es ist wahrhaft wunderbar, in wie viele indivi-

duelle Geschicke ein einziger Mensch fast unmittelbar eingegriffen hat, wie viel persönliche Lebenslagen und Zustände noch jetzt nach dreißig Jahren ihm ihre Entstehung verdanken. Dieser Mann ist Napoleon. Auch Herr Sillsberg verdankte den Umstand, daß er ein reicher Weinhändler in X. war und dort ein altes Klostergebäude mit allem erdenklichen Luxus zu einer der bequemsten und schönsten Wohnungen sich hatte ausbauen können, Niemandem anders als ihm. Der Matador von X. war der Sohn eines ehemaligen kurkölnischen Hofkammerraths; die Besitznahme des linken Rheinufers durch die Franzosen hatte ihn der Aussicht beraubt, die Hofkammerrathschaft noch länger als eine Art Erbamt seiner Familie betrachten zu dürfen, das ihm als dem ältesten Sohne nach dem geregelten Laufe der Dinge unfehlbar zuzufallen habe. So war er gezwungen, sich einen anderen Weg durchs Leben anzubahnen, und nachdem dieß geschehen, verfolgte er den eingeschlagenen Weg mit derselben Entschlossenheit, womit er eines Tages mit der linken Hand sich den Daumen der Rechten abhieb, um der Ehre zu entgehen, unter den Fahnen des französischen Eroberers dienen zu müssen. Seinem jüngeren

Bruder Ignaz schien eine solche Scävola-Energie nicht angeboren; er ergriff den Ausweg, nach Amerika zu fliehen, und suchte dort sein Glück. Herr Adolph Sillsberg fand es unterdeß in der Heimath. Er war Weinhändler geworden. Napoleon hatte einem seiner Marschälle ein eingezogenes, bedeutendes Klostergut mit ausgedehnten Weinbergen zum Geschenk gemacht, und der Marschall verkaufte im Frühling des Jahres 1811 den ganzen zukünftigen Jahresertrag seiner Reben dem neu etablirten Weinhändler um die baare Summe von dreitausend Thalern, das ganze Vermögen des Ankäufers und etwas darüber. Während des Laufes des Frühlings von 1811 gab es nun in Europa schwerlich einen aufmerksameren Wetterbeobachter, als Herrn Adolph Sillsberg. Am politischen Horizont thürmten sich die ärgsten Wetterwolken auf; Sillsberg hatte nur Augen für die grauen Regenwolken, welche die ersten Lenzmonate jenes Jahres naß und kalt machten; in den Raum seines Zimmers theilten sich Barometer, Wetterhäuschen und Laubfrösche, und wol nie hat ein naturtrunkener Poet mit gleicher Spannung die Purpurgluten der aufgehenden Sonne und die farbigen Tinten ihres abend-

lichen Niedergangs beobachtet, wie er. Die Sonne schien sich geschmeichelt zu fühlen durch die ängstliche Aufmerksamkeit, mit welcher das Auge des jungen Kaufmanns an ihr hing. Sie begann bald voll und klar zu scheinen; immer wärmer und glühender lagen ihre Strahlen auf den Schieferhängen, welche die Reben des französischen Marschalls trugen. Sillsberg rieb sich die Hände, aber er sagte nichts, er beobachtete das Wetter fort und fort bis zum Tage der Lese. Nur einmal ließ er seine innerlich triumphirenden Gedanken errathen, als er nämlich in der Zeitung las, die französische Regierung habe einen Preis von einer Million Franken für die beste Flachsspinnmaschine ausgesetzt. »Spinnt Ihr nur Flachs,« sagte Sillsberg vergnügt, »ich spinne Seide!« Und in der That, er hatte Seide gesponnen bei seinem Handel; er war mit Einem Schlag ein reicher Mann, Dank der Sonne von 1811.

Seinen reinen Gewinn berechnete er auf 17,300 Thaler. Damit waren die Fonds beschafft, seinem Gewerbszweige die weiteste Ausdehnung zu geben. Der Bruder Ignaz übernahm, sobald der Friede eingetreten, die Vermittelung des Absatzes nach Nord-

amerika. Herr Sillsberg ward immer reicher. So verschmerzte er es denn leicht, als nach einigen Jahren der Absatz nach Amerika ein Ende nahm. Ignaz Sillsberg nämlich kam selbst herüber, um die Heimath wieder zu sehen, und während des Aufenthaltes bei seinem Bruder in X. begegnete ihm etwas Menschliches, dem er bis jetzt hundert schlanken und milchweißen Töchtern der andern Hemisphäre gegenüber glücklich entgangen war. Er faßte nämlich den unerklärlichen Whim, sich in Demoiselle Amalia Sapp, eine starkgebaute, rheinländische Schöne von einigem Embonpoint, sonnigen, dunklen Augen und sehr südlichem Teint, zu verlieben. Unglücklicher Weise war Demoiselle Amalie die Tochter des Bartscheerers unseres Herrn Sillsberg, und dieser glaubte seiner Geburt und seinem Reichthume schuldig zu seyn, sich bei dieser Gelegenheit vollständig mit seinem Bruder zu überwerfen, da die abtrünnigen, demokratischen Sympathien des Bürgers der großen Staatenrepublik hierdurch in den grimmigsten Zusammenstoß mit den Gesinnungen eines ursprünglich für die kurkölnische Hofkammerrathschaft geborenen Matadors einer kleinen, deutschen Stadt geriethen. Ignaz Sillsberg führte,

hiervon durchaus unbeirrt, als glücklicher Bräutigam Demoiselle Sapp zum Altar und dann über den atlantischen Ocean in seine neue Heimath; die Verbindung der beiden Brüder aber hörte von nun an auf. Die Firma schickte keine Weine mehr nach Amerika, und Herr Sillsberg rasirte sich selbst.

Seitdem waren viele Jahre verflossen. Sillsberg hatte sich verheirathet und nach kurzer Zeit seine Frau verloren, nachdem sie ihn zum Vater einer schönen und talentvollen Tochter gemacht hatte.

Das waren die äußeren Verhältnisse des Herrn Sillsberg; was aber seinen Charakter angeht, so hieß es allgemein, er sey ehemals ein so liebenswürdiger, guter Mensch gewesen, und jetzt ein harter, böser Mann. Jedoch — der reiche Weinhändler von X. fühlte nur, was wir Alle in uns fühlen, den Drang nach Glückseligkeit. Dieser Drang machte, als er jung war, ihn liebenswürdig und gut, und gab ihm jetzt die entgegengesetzten Eigenschaften. In seiner Jugend war er bescheiden und dienstfertig, freundlich und ehrlich, weil er so seyn mußte, gar nicht anders seyn konnte, wenn er seinem Drange nach Glück gehorchen wollte. Denn dieses letztere be-

stand für ihn darin, seine Umgebung auch freundlich und geneigt, wolwollend und hülfreich zu finden, zu wissen, er werde von den Menschen geachtet, gerühmt, geliebt, er könne auf ihren Beistand zählen. Ein unliebenswürdiger, schlechter Mensch wird weder geachtet und geliebt, noch in seinen Planen vom Wolwollen Anderer unterstützt. Deßhalb, und um den Forderungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes genügen, d. h. um seinen Trieb nach Glück befriedigen zu können, muß man gut und liebenswürdig gegen Alle seyn. Der junge Sillsberg war es. Nicht aus geflissentlicher Berechnung; er war nichts weniger als ein Heuchler; es war eine unbewußte Ueberzeugung in ihm, ein Instinkt, daß Tugend und Liebenswürdigkeit, verbunden mit Thätigkeit und Klugheit, die beste Politik sey. Dieser folgte der junge Sillsberg, denn glücklicher Weise besaß er keine Leidenschaften, keine sinnlichen Bedürfnisse, welche ihn lasterhaft gemacht und in Versuchung gebracht hätten, seiner unbewußten Politik untreu zu werden.

Sillsberg ward sehr reich. Sein Drang nach Glück äußerte sich jetzt in ganz anderer Weise. Es lag ein Glück geschmeichelter Eitelkeit darin, Andere

seine Geldmacht fühlen zu lassen. Wäre es früher unbequem und beunruhigend für ihn gewesen, Jemanden feindselig von sich scheiden zu sehen, so war es jetzt bequem, sich Hilfesuchende vom Halse zu halten. War ihm früher das Wolwollen Anderer nöthig gewesen, so war ihm jetzt die Ueberzeugung: Der oder Jener haßt Dich und kann doch nichts gegen Deine Macht ausrichten, ein erheiternder Gedanke. Er war ja reich — also war er ohnehin geachtet, zuvorkommend aufgenommen, von Schmeicheleien umgeben, ohne sich die Anstrengung der Liebenswürdigkeit auferlegen zu müssen. Das Haupt seines Gewissens ruhte in süßem Schlummer auf dem weichsten aller Pfühle, dem Geldsack. Weßhalb sollte er nicht seinen Launen nachhangen und dem immer mehr verknöchernden Sinne des Alters folgen? Sein Drang nach Glück forderte es so, und diesem gehorchte er, wie er ihm sein ganzes Leben hindurch gehorcht hatte.

War nun der junge, gute Sillsberg, der seinem Triebe nach Glückseligkeit noch in einer für Andere vortheilhafteren und bequemeren Weise folgte, als der harte, alte Sillsberg, ein moralisch höher stehen-

der Mensch? Haben seine früheren, liebenswürdigen Formen, deren eigentlicher Inhalt ein egoistischer Trieb ist, einen objektiven, moralischen Werth, welcher aus der Wagschaale des letzten Richters Anerkennung und Lohn fordern kann? Oder ist der alte Egoist, dessen eigentlicher Seeleninhalt sich in die ihm entsprechenden, abstoßenden Formen hüllt, eine im Auge des Weltschöpfers höher stehende Gestalt, weil sie jetzt eine ganze und unzwiespältige Erscheinung ist? — Das ist gewiß, wir richten nicht allein die Handlungen zu sehr nach dem Erfolge, sondern auch die Charaktere der Menschen viel zu sehr nach ihren Handlungen.

II.

Eine Verlobung.

Herr Sillsberg also war ein egoistischer und harter Mann geworden. Er hatte diese Eigenschaften in ihrer ganzen, unglaublichen Ausdehnung bei Gelegenheit der Verlobung seiner Tochter gezeigt. Helene Sillsberg stand eines Tages am Fenster ihres Erkers und schaute auf die jüngst erst in den grünen Schmuck des Maien gekleideten Gebüsche hinaus. Sie beobachtete das Niederfluten des Stromes und das Schwinden und Kommen der Schatten, die von den ziehenden Wolken bald über die Bergabhänge geworfen, bald wieder zurückgerissen wurden, gleich flatternden Schleiern. Sie konnte in dieses stumme Regen und Leben der Natur tief ihre Seele versenken. Es weckte in ihr Gedanken und Gefühle, die eben so unfaßbar und halt-

los flatterten, wie das Schattenspiel auf den Berghalden vor ihr, und die Macht hatten, eben so trübe Schleier über ganze Regionen ihres Inneren zu breiten. Es hatte sich früh in ihr ein Anflug von Schwärmerei gezeigt, und der Freund ihrer Jugend, ihr Lehrer, der Niemand anders war, als Herr Wilibald Espe, der erste Buchhalter, hatte Alles gethan, um jenen Seelenhang zu nähren.

So stand sie, ihre hellen Blicke über die Ufer des Rheines aussendend, als zwey dunkle, magische Augen diese Blicke niederzogen. Im Hofe, unter ihrem Erker, stand ein Mann von einem auffallenden Aeußeren. Der Schnitt seiner dunklen Reisekleidung war modern und elegant; durch eines der Knopflöcher schimmerte, kaum sichtbar, ein rothes Bändchen; seine Züge waren nicht ohne einen gewissen Adel, aber dennoch lag etwas Mißtrauen Einflößendes in dem Ganzen dieser robusten, gewaltigen Gestalt und dieser blassen Züge. Es war eine Figur, wie Schrödter die alten Cumpane von Schwert und Flasche malt, wie man handfeste Rottenmeister des dreißigjährigen Krieges sich denkt. Die gewölbte Stirn trat weit vor, eben so das Kinn, welches dichte Bartwaldung bedeckte. Die Augen, welche

sich schräg nach der Nasenwurzel hin senkten, waren schmal geschnitten und blitzten einen eigenen Glanz aus — es lag etwas Mephistophelisches, höhnisch Uebermüthiges in ihrem Blick. Helene fühlte sich von dem Blick dieser Augen wie gewaltsam angezogen, sie sah lange hinein, überrascht, ängstlich, und vergaß darüber, den Gruß des Fremden zu erwiedern. Erst nach einer Weile fühlte sie, daß dieß Anstarren unschicklich sey, und sie zog sich rasch von dem Fenster zurück.

Nach kaum einer halben Stunde trat der Fremde zu ihr in's Zimmer, eingeführt von ihrem Vater. »Graf Villardin aus Genf,« sagte dieser, »früher Officier in französischen Diensten.« Helene nahm ihn um so freundlicher auf, als sie eine kleine Verlegenheit zu verbergen hatte. Der Fremde hatte die gewandtesten Formen von der Welt, sprach viel und gut, und unterhielt besonders Herrn Sillsberg, wie dieser lange nicht unterhalten worden war. Für Helene wurde die Aufmerksamkeit, die er für sie hatte, beängstigend. Fast fortwährend ruhte sein dämonisches Auge auf ihr. Als er sich zum Abschied erhob und ihre Hand ergriff, um sie zu küssen, fühlte sie einen leichten Schauder — sie wußte selbst nicht, weßhalb.

Am Nachmittage ließ der Vater sie herunterrufen zur Spazierfahrt. Als sie in den Hof trat, stand der Graf Villardin mit jenem neben dem Schlage und hob sie in den Wagen, um darauf bei ihr im Fond Platz zu nehmen. Die Gegend und die Lage des Ortes ziehe ihn so sehr an, sagte er, daß er einen längeren Aufenthalt in X. zu nehmen sich entschlossen habe. Neben dem Städtchen, auf einem Bergvorsprunge, der eine entzückende Aussicht bot, hatte Sillsberg eine kleine Villa gebaut und eingerichtet, deren helles Weiß freundlich durch das üppige Grün der Kastanien und Wallnußbäume schimmerte, hinter denen sie sich halb versteckte. Der Fremde hatte sich bei Sillsberg mit dem Gesuche eingeführt, sie ihm auf einen Monat zu vermiethen; Sillsberg hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, und noch diesen Abend wollte der Graf das kleine Landhaus mit seinem Bedienten beziehen. Helenen waren diese Eröffnungen nichts weniger als angenehm; es war ihr, als ob eine innere Ahnung ihr sage, von diesem Menschen müsse ihr ein Unheil kommen.

Der Fremde hatte am Ende der Spazierfahrt sich dagegen vollends in der Gunst des Weinhändlers fest-

gesetzt. Er schien mit dem feinsten Takt für alle Eigenschaften und Eigenheiten des reichen Mannes begabt, um diese nirgends zu verletzen; schien Fühlhörner für alle seine innersten Sympathien und Ansichten zu besitzen, um ihnen fortwährend schmeicheln zu können. Herr Sillsberg lachte gern: Graf Villardin stak voll der zwerchfell-erschütterndsten Geschichtchen; jener war eitel auf den äußeren Glanz, mit dem er sich umgeben konnte: Graf Villardin hatte nie eine eleganter eingerichtete Wohnung, nie eine geschmackvollere Equipage gesehen, als die Sillsberg's war. Das Herz des alten Herrn war vollständig erobert. Er lud nach der Spazierfahrt seinen Gast ein, am Abend wieder zu kommen, um seine ältesten und besten Jahrgänge zu versuchen. Als der Graf kam, wurde er in den Keller hinabgeführt. Er betrat ein nicht sehr geräumiges Gewölbe, in dem ein paar Reihen Fässer Platz fanden.

„Quel établissement!“ sagte der Graf. »Grandios!« Herr Sillsberg schmunzelte und gab einen Wink mit der Hand. Vor ihnen und zu ihrer Linken flogen im Hintergrunde des Gewölbes dunkle Flügelthüren auf, und nach beiden Seiten hin blickte man nun in eine weite Reihe in den Felsen ausgehauener Hallen,

die illuminirt im reichsten Kerzenschimmer strahlten. Ungeheure Stückfässer lagen rechts wie links dicht an einander gerückt, ein ganzes Meer von Wein schien in diesen unterirdischen Räumen geborgen, die einen wahrhaft mährchenhaften Eindruck machten, so kämpften die grellen Licht- und Schatten-Effekte um Pfeiler, Bogen und Wölbung. Der Graf war verlegen, daß er seine Bewunderung zu früh hatte laut werden lassen. Er fand jetzt kaum Worte mehr, sein Staunen auszudrücken oder sein Entzücken über die Vortrefflichkeit der köstlichen Sorten zu bezeichnen, welche ihm von dem Kellermeister in geschliffenen Römern credenzt wurden.

Herrn Sillsberg wurden diese Lobesergießungen freilich am Ende zu ausschweifend, als daß nicht ein kleines, unbehagliches Mißtrauen über ihre Aufrichtigkeit in ihm hätte aufsteigen sollen. Doch blühte seine Zufriedenheit mit seinem Gaste wieder in rosigster Heiterkeit auf, als er ihn aus dem Keller zurück in die freie Luft führte. Unten hatte Graf Villardin getrost einen Jahrgang der köstlichen Gewächse nach dem anderen in starken Proben über die Lippen geführt, ohne eine betäubende Wirkung zu spüren. In der frischen Luft wurde dieß anders.

»Habe ich Ihre Weine bewundert, Herr Sillsberg,« sagte er mit etwas schwerer Zunge, »so müssen Sie doch auch die Festigkeit bewundern, womit ich die Geister Ihres Kyffhäusers da unten überwunden habe!«

»Allerdings,« sagte Sillsberg lachend, »auf das tapferste!«

»Lustiges Volk da unten, sie haben einen förmlichen Sturm auf mich gemacht! Aber abgeschlagen sind sie, abgeschlagen!« fuhr Villardin mit einer heftigen Bewegung des Armes fort, die ihn schwanken machte. Sillsberg nickte mit dem Kopfe und schien seine eigenen Gedanken hierüber zu hegen.

»Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, Herr Graf?« sagte Wilibald Espe, der Buchhalter, der jetzt die Kellertreppe heraufgestiegen kam: »Sie kennen das Terrain hier nicht, und deßhalb ...«

»O, mein lieber Herr, ich kenne bereits das Terrain hier — ja, ja, ich kenne es — Sie werden schon sehen, werden sehen — aber Ihr Arm könnte mir allerdings von Nutzen sein, extrêmement obligé!“

Herr Sillsberg entließ lachend seinen Gast mit einer Einladung zur Tafel für den folgenden Tag, und Wi-

libald Espe führte ihn die Höhe hinauf, zu der Villa oben, wo sein Bedienter ihn erwartete.

Unterwegs sprach der Graf Vieles, was seinen Führer stutzig machte, Anderes, was ihn ergötzte; ihm ward vergönnt, Blicke in eine Existenz zu werfen, wie ihm früher in seinem einfachen, an ernste Pflichterfüllung gebundenen Buchhalterleben keine vorgekommen war.

Nach dem, wie wir sahen, nicht mehr ganz nüchternen Sprechen des Grafen mußte dieser Mann die liebe Gotteswelt nur als einen großen Conversationssaal eines Badeorts oder etwas Derartiges betrachten. Für ihn war nichts darin, als eine große, geputzte Gesellschaft, die sich gegenseitig die Cour macht oder mediſirt, die gegen Abend Bälle improviſirt und tanzt, in der Nacht spielt, am Morgen spazieren fährt und den Nachmittag mit der Toilette zubringt. Die Namen von Pflicht, von Arbeit, von Tugend, die Begriffe von Denken, Dürfen, Sollen kamen in dieser Welt nicht vor, desto mehr aber die von Ehre, Rang, Würde und Anstand. Herr Wilibald Espe war von dieser Höhe der Weltanschauung vollständig verblüfft; es lag für seine harmlose Seele etwas durchaus Groß-

artiges in diesem Erhabenseyn über alle Schwerfälligkeit des sonst so viel belasteten, irdischen Daseyns. Dieser Graf Villardin war ihm wie ein stolz durch die Fluten des Lebens dahinsegelndes Kriegsschiff, das allen Ballast hat von sich werfen können, die ganze Bürde von Pflicht, Schmerz und Fesseln jeder Art, mit denen die miserablen Kutter der anderen Sterblichen sich befrachten müssen, um auf dem stürmischen Ocean nicht umzuschlagen und unterzugehen.

Graf Villardin schien den folgenden Tag dazu anwenden zu wollen, in Helenens Gunst dieselben Fortschritte zu machen, die er am ersten Tage seiner Anwesenheit in der Freundschaft des Weinhändlers errungen. Als er sich gegen Abend entfernt hatte, setzte sie sich nachdenklich auf den Hügel draußen unter den Pavillon. Wilibald Espe saß da und blätterte in dem Bändchen eines politischen Dichters.

»Dieser demokratische Poet,« sagte er, als Helene sich nach seiner Lectüre erkundigte, »macht mir ganz denselben Eindruck, den mir heute der aristokratische Graf Villardin machte. Zwischen beiden besteht im Grunde nicht der geringste Unterschied; beide sind sie aus Einem Holz geschnitzt, beide haben keine Ahnung

von der eigentlichen Lebensaufgabe, haben weder Pietät noch Glauben, und Keiner sieht aus, als ob er je daran gedacht, irgend eine Pflicht zu erfüllen. Ein Gefühl für den düsteren Ernst, der Grundton all dieses bunten Lebensspiels ist, besitzt weder der Aristokrat noch der Demokrat. Je innerlich nichtiger aber Jeder, desto größer ist sein Hochmuth.«

»Sie sind bitter in Ihrem Urtheil, lieber Freund!« sagte Helene.

»Ja, ich bin es, ich bin geärgert. Dieser Graf hat mich gestern verblüfft, überrumpelt, zu einer Art Bewunderung gebracht, und heute verdrießt mich diese Bewunderung; ich möchte sie zurück haben!«

Wilibald Espe hatte noch einen zweyten Grund, geärgert zu seyn, den er verschwieg. Er hatte des Grafen Aufmerksamkeiten für Helene beobachtet. Sie verdrossen ihn in tiefster Seele — wie er sich sagte, weil der Fremde ein Mensch von einer zu großen moralischen Nichtigkeit sey, als daß Helenen, seine Schülerin, deren Seelenleben er bewachen und bewahren wollte, wie seinen Augapfel, nur ein Hauch aus der verdorbenen Gedanken-Atmosphäre desselben anwehen dürfe. Ob noch ein anderes Gefühl in Wilibald Espe durch

jene Aufmerksamkeiten verletzt worden, ist schwer zu sagen; nur das ging aus Allem hervor, daß er in seine geistige Führer-Eigenschaft und Lehrer-Stellung bei der Tochter seines Principals eine ungewöhnlich große Wärme und Innigkeit des Gefühls legte. Wilibald war der schüchternste und harmloseste Mensch von der Welt; überall geneigt, Anderer Größe anzuerkennen, schien er fortwährend von einem lebhaften Bewußtseyn eigener Unwichtigkeit und Kleinheit erfüllt. Das Leben hatte ihn für keine Freude blasirt gemacht, und seine Bescheidenheit machte ihn immer zu augenblicklicher Rührung geneigt, wo sich ihm Wolwollen und Freundlichkeit zeigte. Wie konnte er anders, als Helenens Anhänglichkeit an ihn mit der innerlichsten Treue seiner ganzen Seele erwiedern? Sein Denken war ein fortwährendes stilles Gebet für sie. Er hatte auch nichts Anderes auf der Welt als sie. Denn er stand allein, ohne Freunde und ohne Familie. Er hatte nie gewagt, sich um die Hand eines Mädchens zu bewerben; wie sollte eines den Herrn Wilibald Espe genommen haben? Er konnte gar keinen ordentlichen Grund auffinden, warum nur! Er sah nichts, gar nichts in und an sich, wofür er den Namen irgend eines Vor-

zugs, einer glänzenden Eigenschaft zu entdecken gewußt hätte. Er war nicht schön, er war nie jung gewesen, denn er hatte von früh auf ernst und wehmüthig aus blassen Zügen in die Welt geschaut. Seine Gestalt war groß und schmächtig, sein braunes Haar dünn und früh geschwunden. Nur nach Einem Ruhme oder vielmehr nach einer Befriedigung seines inneren Seelendranges hatte er gestrebt. Er hatte Jahre lang seine Mußestunden damit zugebracht, Verse zu machen. Sie waren mittelmäßig, sein kühnster dichterischer Schwung war nicht höher gekommen, als bis auf das Plateau des schönen und sonoren Gemeinplatzes. Wilibald Espe müßte nicht der bescheidene Mann gewesen seyn, der er war, wenn er hierüber hätte im Unklaren bleiben können. Er übte eine scharfe und ungetrübte Kritik gegen sich aus, obwol ihm diese Kritik Jahre des Ringens und Mühens doppelt vergällte. Er war eines jener vielen Gemüther, deren reicher Inhalt sich in eine edle Form drängt und diese Form nicht findet; deren innerer Zündstoff den Ausweg sucht und keinen freien Aether findet, um zu prächtigen Flammen auflodern zu können; die im Wiederschein der Vulkan-Ausbrüche des fremden Genies stehen und dieselbe Glut

in sich fühlen, ohne selbst nur einen milden und wolthuenden Strahl des Lichtes von sich aussenden zu können. Und der Ehrgeiz in solch stillen, über innerem Gebären brütenden Gemüthern ist auch eine Pein! desto größer, je geringer ihre eigene Bescheidenheit ihr Gewicht und ihre Stellung unter den Menschen anschlägt. Diesen Stachel und die Beklemmung in sich, sitzen sie tastend, Anläufe nehmend, über ihre Versuche gebeugt; der Fluch der Halbheit hat die Flügel ihres Geistes gebrochen, daß sie wie der gelähmte Wandervogel sind und den fortziehenden Schaaren der Ihrigen nicht folgen können in das Land des Ideals.

Eine dieser wehmüthigen Erscheinungen war Herr Wilibald Espe; freilich jetzt seit einigen Jahren innerlich gesundet und von dem vergeblichen Ringen eines reichen, aber gelähmten Genius zurückgekommen. Seine Gedanken hatten eine andere Richtung genommen. Herr Sillsberg hatte ihn nämlich gebeten, aus dem ansehnlichen Schatze seiner Kenntnisse in Sprachen und anderen Gebieten des Wissens etwas für Helenens Weiterbildung zu thun, nachdem sie aus der Pension in das väterliche Haus zurückgekehrt war. Wilibald unterzog sich dieser Aufgabe mit einem Eifer, der nur

in derartigen Charakteren begreiflich ist. Er suchte in dieser neuen Art von Thätigkeit einen Halt, um nicht wieder in den Strudel verzehrender Mühen zurückzufallen, vor dem ihm graute, und die ganze Innigkeit seines Gemüths, mit all ihrem Erfülltseyn von Poesie, drängte sich jetzt in sein Lehrer-Verhältniß zu der Tochter seines Principals. —

Die Gruppe unter dem Pavillon wurde durch Herrn Sillsberg vergrößert; er setzte sich zu ihnen und sagte, indem er die Asche seines Meerschaumkopfes ausschüttete: »Charmanter Mensch, der Villardin!« (Es lag eine Art Renommirens darin, daß der Weinhändler den Grafentitel ausließ.) »Hat den Teufel im Leibe, der! He, Helene?«

»Wir sprechen eben über ihn,« versetzte diese; »er scheint viel gesehen und erlebt zu haben.«

»Ja, und scheint echt weltmännisch zu wissen, aus jedem Erlebniß irgend ein Resultat mit heimzubringen, das seine Bildung erweitert und seine Unterhaltung belehrender macht,« fiel Wilibald ein; »das muß man ihm lassen.«

»Der spricht immer wie ein Buch,« lächelte Herr Sillsberg; »ja, ja, ich meine Sie, Meister Espen-

laub. Nun, es freut mich, daß er Euch gefällt. Es könnte seyn, daß er in nähere und längere Verbindung mit uns träte, der Villardin.«

Herr Sillsberg trommelte bei diesen Worten mit den vier Fingern seiner daumenlosen Hand auf der Armlehne des Garten-Canapees und blies eine große Wolke Rauches nach der andern aus dem neu entzündeten Meerschaum. Dieß bewog Helenen, nach einer Weile das Feld zu räumen, und Wilibald folgte ihr, so daß Herr Sillsberg allein blieb, allein mit seinen Betrachtungen über den Villardin und mit seiner eigenen Erhabenheit.

Die Betrachtungen, welche Sillsberg an diesem Abend anstellte, waren wichtig genug, um ihn noch zwey Tage lang unausgesetzt zu beschäftigen. Am Morgen des dritten Tages aber platzte er ohne lange Umschweife sehr rund damit heraus, indem er in Helenens Zimmer trat und ihr einen Besuch des Grafen ankündigte.

»Der Villardin freit um Dich, Kind,« sagte er. »Es ist mir recht; und Dir, denk' ich, auch, he, Comteßchen?«

»Um Gottes willen, das kann nicht Dein Ernst seyn, Vater!«

»Nun und weßhalb nicht? Das möcht' ich hören!«

»Lieber sprâng' ich in den Rhein, als daß ich den Menschen heirathete!«

»Ueberspannte Person! Der Graf wirbt um Dich, ich habe Dich ihm zugesagt, und Du nimmst ihn. Was das Uebrige angeht, kannst Du ganz ruhig seyn; ich habe Alles für Dich untersucht und erwogen. Was hast Du wider ihn?«

»Nichts, als daß ich stürbe, Vater!« sagte Helene leichenblaß und ihre Hände faltend.

»Larifari!« versetzte Herr Sillsberg. »Du wirst Gräfin Villardin, lebst im Sommer hier oder am Genfer-See, und im Winter leben wir zusammen in Paris: das ist beschlossen und steht fest, und damit Basta! Das Winter-Casino hier langweilt mich schon lange. Ein sauberes Vergnügen, immer am unteren Ende des Tisches mir gegenüber den Herrn Sapp sitzen zu sehen, der mich mit seinen pfiffigen Diebsaugen anblinzelt! Sapp — Sapp — und das nennt der Kerl seinen Namen!«

Herr Sillsberg ging eine Weile im Zimmer auf

und ab. »Ja, Kind,« sagte er dann, »das ist abgemacht! Du weißt nun, was Du zu thun hast. Keinen Ungehorsam, willst Du keinen Verdruß! — Du kennst mich!«

Herr Sillsberg machte bei diesen Worten eine sehr düstere und drohende Miene und ging. Helene blieb in namenloser Angst zurück. Sie preßte ihre Hände auf's Herz, das zu zerspringen drohte, holte ein paar Mal tief, tief Athem, und dann brach sie in einen Strom von Thränen aus. Nach einer Stunde etwa kam Graf Villardin. Bei seinen ersten Worten, obwol sie nichts enthielten als eine gleichgültige Phrase, drohte die Beklemmung sie zu ersticken. Dieser Mensch sollte Rechte über sie, sollte sie zum Eigenthum bekommen — o Gott, sie fühlte, daß es ihr Tod sein würde! Sie lief im Zimmer auf und ab, wie ein angstgepeinigter Vogel in seinem Käfig flattert. — Der Graf nahm das Gespräch wieder auf. Helenens Blick fiel auf den geöffneten Flügel, sie warf sich in den Fauteuil, der davor stand, und stürmte alle härtesten und schreiendsten Töne des Instrumentes wach.

Graf Villardin wartete eine Weile; als sie nicht aufhörte, näherte auch er sich dem Instrument, stützte

sich mit beiden Armen darauf, und indem er sie lächelnd fixirte, sprach er viel und lange. Was — das hörte Helene nicht; sie sah nur das dämonische Gesicht dicht vor sich, das sie anstarrte wie eine Schlange ihre Beute — jetzt wieder ganz von dem Unheil kündenden Ausdrucke belebt, den es in den ersten Augenblicken für sie gehabt hatte; sie mußte immer tiefer und tiefer sich einwühlen in einen Wogenschwall von Tönen, um ihre Angst und Qual dadurch in eine Art Betäubung zu versetzen. — Als eine Saite nach der anderen mit einem Weheschrei zersprang und sie noch immer nicht aufhörte, erhob sich Graf Villardin aus seiner gebeugten Stellung.

»Sie haben keine Antwort für Alles das, mein Fräulein?« sagte er laut genug, die Musik zu übertönen. — Helene hörte ihn nicht.

»Nun wol, es ist ein altes Sprichwort: Wer schweigt, der willigt ein!« rief der Graf, verbeugte sich lächelnd und ging.

Als er die Thür schloß, fuhr Helene empor. »O Gott, nein, nein, nimmermehr!« schrie sie und stürzte ihm nach. Aber in der Mitte des Zimmers wurde sie ohnmächtig und sank zu Boden.

Graf Villardin machte unterdeß Herrn Sillsberg mit ironischem Lächeln die Eröffnung, daß er glaube, im Besitze der Einwilligung Helenens zu seyn. Der erfreute Vater, welcher gar nichts dagegen hatte, daß alle Welt so bald wie möglich erfahre, wie das hofkammerräthlichsillsbergische Signet demnächst in den Stammbaum der sehr edlen und sehr mächtigen Grafen von Villardin aufgenommen werde, ließ ungesäumt Anstalten treffen zu einem Feste für sämmtliche Honoratioren von X., denen das verlobte Paar feierlich vorgestellt werden sollte.

Mit der Einladung zu diesem Feste, dessen Bestimmung sehr bald bekannt wurde, war der entscheidende Schritt geschehen. Herrn Sillsberg hätten nun die Götter selbst nicht mehr von seinem Vorhaben abgebracht, wie viel weniger die Bitten seines Kindes, die sich dazu noch auf keinen nur irgend plausiblen Grund stützen konnten, als allenfalls auf innere Stimmen, Neigungen und Antipathien, — Dinge, deren Ansprüche auf das Recht, zu existiren, bei ihm jedenfalls sehr viel Fragliches hatten.

III.

Ein Transatlantiker.

Herr Sillsberg bestrebte sich, der Verlobung seiner Tochter mit dem Grafen Villardin möglichst große Oeffentlichkeit zu geben. Für Helene waren die in alle Welt versandten Briefe mit den Karten darin, als ob man eben so viele Nachrichten ihres Todes absende. In den ersten Tagen war sie in einem wahrhaft jammervollen Zustande. Das Schwinden jeder Stunde war ein Zuwachs von Angst, denn jede brachte sie einer moralischen Vernichtung ihrer freien, unberührten Persönlichkeit näher. Trost, Zuspruch hatte sie keinen. In dieser schweren Zeit wurde ihr einziger Freund ihr untreu. Er hat es sich freilich später nie verziehen. Wilibald blieb in seinen Thurm-

zimmern eingeschlossen; er gab an, er sey unwol. Und allerdings war sein Gesicht um ein Bedeutendes blässer, die blauen Züge unter seinen Augen waren merklich dunkler und tiefer geworden, als er am dritten Tage wieder sichtbar wurde. Er vermied es, Helenen allein zu sprechen. Sie suchte die Gelegenheit dazu. Als sie dieselbe endlich fand, hatten seine Worte Alles das, was sie von ihnen erwartet hatte. Sie empfand zum ersten Male, daß es im Schmerze etwas gebe, das mit ihm versöhnen könne. Helenen's Gemüth hatte ja jene schwärmerische Richtung, der die Idee des Opfers zugänglich ist, jene Idee, welche so manchen Frauenschmerz schon in eine weiche Resignation eingelullt hat. Wilibald wußte dieß zu benutzen, und so kam es, daß Helenens erste, schreiendste Seelennoth in ein stilles Entschlossenseyn, sich zu unterwerfen und wie ein Weib zu tragen, überging. Graf Villardin hatte zum Glück die Delicatesse, da er sah, daß seine Annäherungen nicht ersehnt wurden, diese auch nicht aufzudrängen.

So standen die Sachen, als eines Abends, noch sehr spät, das rheinabwärts fahrende Dampfboot drei Passagiere brachte, die in X. ausstiegen und ihr Ge-

päck in den ersten Gasthof des Ortes, der in gigantischen Lettern am Frontispice die Inschrift „Hôtel à la Rose“ und klein darunter in deutscher Sprache »Gasthof zur Rose« zeigt, bringen ließen. Es waren ein Herr in mittleren Jahren und eine Dame, und ein zweyter, jüngerer Herr, der nicht zu jenen gehörte, sondern seinen Platz an der Wirthstafel allein nahm. Der Oberkellner brachte das Fremdenbuch. Der junge Mann schrieb mit einer festen und schönen Hand die Worte: James Welworth, Ingenieur aus New-York — von Paris — nach New-York — hinein. Nicht so leicht zu entziffern wurde dem Oberkellner, was der andere Fremde einschrieb; doch glaubte er zu enträthseln: Mr. William de Tracy and Mrss. de Tracy, from Northampton — Switzerland — London.

»Kennen Sie Herrn Sillsberg hier?« fragte der junge Americaner, ein Mann von einer auffallend edlen Haltung und regelmäßigen, schönen Gesichtszügen, als ihm der Kellner das Buch abnahm.

»Ja, freilich,« sagte dieser lächelnd. »Jedes Kind kennt Herrn Sillsberg.«

»Wann ist er sichtbar?«

»O, den ganzen Morgen über — am Nachmittage fährt er gewöhnlich mit dem Grafen Villardin spazieren.«

Der ältere Herr, der drüben saß, sah auf und fragte den Kellner: „Who is that count Villardin you speak of?“

»Der Graf Villardin aus Genf, früher Officier in französischen Diensten.«

»Der wohnt hier?«

»Seit Kurzem. Er ist verlobt mit der Tochter des Herrn Sillsberg.«

»Reich, der Herr Sillsberg?«

»Geht an; zwey- bis dreimalhunderttausend Thaler.«

»Und hat viele Kinder?«

»Nur die Eine Tochter.«

Der Fremde murmelte etwas zwischen den Zähnen, und seine Begleiterin lächelte darüber. Der Americaner betrachtete das Paar aufmerksamer; der Accent, womit der Mann Englisch gesprochen hatte, war ihm aufgefallen; das war kein echtes thorough bred Englisch. Auch das Aeußere des Fremden, der eine kleine, schmächtige Figur, krauses, grauschimmerndes Haar

und einen lauernden Blick unter buschigen Braunen her hatte, schien ihm weit eher den Franzosen anzudeuten. Wohin aber mit der Dame? Das war schwerer zu sagen; sie war starkknochig gebaut, ihr Blick hatte eine gewisse Unverschämtheit im Fixiren, und ihr Gang war, wie freilich nur Engländerinnen gehen können. Große Schönheit besaß sie nicht; ihr Teint war sonnverbrannt und etwas olivenfarb nüancirt. Das Resultat der Beobachtungen des Americaners war übrigens, daß es sich kaum der Mühe verlohnen werde, sie fortzusetzen. Er erhob sich deßhalb und suchte sein Lager in dem ihm angewiesenen Zimmer auf.

Nach einer Weile, als er eben im Begriff war, einzuschlafen, hörte er auch die Fremden kommen und das Zimmer neben dem seinen einnehmen. Erst jetzt bemerkte er, was den beiden anderen Gästen verborgen zu bleiben schien, daß die trennende Wand zwischen ihnen nur aus Brettern bestand, die, obendrein schlecht gefugt, jedes Wort, das im Nebenzimmer gesprochen wurde, im anderen vernehmbar werden ließen.

»Dieser vermaledeite Villardin!« sagte der Mann,

der unten das sonderbar betonte Englisch gesprochen, jetzt im besten Französisch. »Dieser verrätherische Schuft, hier ein solches Glück zu machen!«

»Wenn Marc Serrier das wüßte!« versetzte die Dame; sie hatte eine auffallend tiefe und männliche Stimme.

»Serrier! diantre! woran erinnerst Du mich, Charles!«

Die Dame schien den Namen Charles zu führen.

»Er hat ihm den Tod geschworen,« sagte sie.

»Man sollte ihm doch eine Nachricht zukommen lassen, wo er seinen Pylades findet. Schreiben wir ihm!«

»Leg Dich lieber zu Bett, Leon; es ist spät, und ich kann nicht einschlafen, so lange das Licht brennt. Was geht's uns an!«

„Ma foi," sagte der ältere Fremde, »ich mißgönne diesem perfiden Menschen sein Glück. Leg Dich auf die andere Seite, wenn Du das Licht nicht sehen kannst.«

»Ich wette, das Dintenfaß ist trocken wie der Sand der Wüste, und die Feder macht eine Ferienreise!«

Beide Vermuthungen mußten sich nicht bestätigt haben, denn der Americaner hörte nach kurzer Zeit das Kritzeln einer schnell über das Papier bewegten Feder.

Der Americaner fiel während des Schreibens, ermüdet von der Reise, wie er war, in tiefen Schlummer. Als er am anderen Morgen erwachte, waren Mr. de Tracy und seine Gemahlin, die Dame mit der tiefen Stimme und dem Taufnamen Charles, schon abgereis't. Er sah sie nie wieder, aber einige Zeit nachher hörte er erzählen, wie an demselben Tage ein Herr und eine Dame eine beträchtliche Summe von einem Banquierhause in Köln auf Wechsel erhoben hätten, die sich bald darauf als falsch erwiesen.

»Von meinem Taugenichts von Bruder!« murmelte Herr Sillsberg, als er am Vormittage aus den Händen des New-Yorkers einen Brief entgegennahm. »Hat lange nichts von sich hören lassen, der Ignaz!« Seine Züge erheiterten sich, während er

las. Ignaz Sillsberg schrieb seinem Bruder, daß er die Gelegenheit, die Herr James Melworth ihm biete, nicht habe vorübergehen lassen können, ohne ihm einen Ausdruck unverminderter brüderlicher Gesinnungen in die Heimath mitzugeben. Was die bei seinem letzten Aufenthalt in Europa entstandene Meinungsverschiedenheit angehe . . . »Schöne Meinungsverschiedenheit! ich habe ihn aus der Thür geworfen, den Narren!« sagte Sillsberg . . . so sey wol Alles jetzt zwischen ihnen geschlichtet, da es dem lieben Gott gefallen habe, Mistreß Sillsberg, geborne Sapp, zu sich in seine ewige Herrlichkeit abzurufen. Nachdem er unzählige Male bereut, den Rathschlägen seines lieben Bruders nicht gefolgt zu seyn, stehe er nun endlich als betrübter Wittwer am Grabe der verklärten Heimgegangenen . . . »Schreibt wie'n Quäker, der Bursch!« commentirte Herr Sillsberg. . . . Bei Gelegenheit dieses traurigen Hintritts könne er nicht unterlassen, einmal bei seinem Bruder anzufragen, ob er nicht wieder Lust habe, ein Geschäftchen in guten Jahrgängen nach New-York hin zu machen. Besonders werde an dortigem Platz der 34r viel verlangt... »Glaub' schon, trinkt sich hier

auch!« unterbrach sich der Lesende . . . und Herr James Melworth sey ganz erbötig, über alles Weitere Auskunft zu geben.

Herrn Sillsberg war dieser Brief sehr angenehm, schon allein deßhalb, weil er ihm Gelegenheit bot, in einer Antwort an den Bruder die Nachricht von der Verlobung seiner Tochter mit einem Grafen loswerden zu können, die er dem »new-yorker Plebejer« schon längst gar zu gern unter die Nase gerieben hätte, wäre es nur bei ihrer bisherigen Stellung zu einander thunlich gewesen. Er nahm den Reisenden deßhalb freundlich auf und lud ihn ein, einige Tage in seinem Hause zu wohnen, bis ein Geschäft zwischen ihnen abgeschlossen und die Sendung von Weinen, welche der Ingenieur unter seine Obhut zu nehmen sich bereit erklärte, vorbereitet sey. Der an Gastlichkeit gewöhnte Americaner nahm diese Einladung ohne Bedenken an.

Herr James Melworth hatte nun ein einleitendes Gespräch über den projectirten Handel mit Wilibald; bei Tisch, wo Helene fehlte, beschäftigte er sich mit der Beobachtung der anderen Hausgenossen und insbesondere des ebenfalls geladenen Grafen Villardin,

der in vieler Hinsicht seine Aufmerksamkeit erregte, schlenderte dann am Rhein umher, und nachdem er eine pittoreske Burgruine in sein Album gezeichnet hatte, kehrte er in der Dämmerung in das Haus Sillsberg zurück. Im Wohnzimmer war Niemand — doch ja, eine weibliche Gestalt erhob sich von einem Divan, in der Ecke, wo der Fremde beim Eintreten sie übersehen hatte, wandelte langsam an ihm vorüber, grüßte mit einer Kopfbewegung und einem mild freundlichen Lächeln und verließ das Zimmer. Es waren blasse Züge voll Leid, voll Stolz und Adel, seltsam vergeistigt durch einen unnennbaren Ausdruck von holder Schwärmerei — die Gestalt war sylphenhaft, die Dämmerung legte einen verklärenden Schleier um sie, ihr unerwartetes Auftauchen vor den Blicken des Fremden trug dazu bei, den Eindruck zu erhöhen, welchen ihre Erscheinung auf diesen machte, — kurz, in James Melworth hatte es wie ein Blitz eingeschlagen — ein überwältigendes Gefühl, ein vollständiges Hingerissenseyn ihn ergriffen.

Wilibald Espe kam nach einiger Zeit ins Zimmer und bestrebte sich, den Gast zu unterhalten. Dieser sah, zerstreute Antworten hinwerfend, durch das ge-

öffnete Fenster in den Abend hinaus, in dessen sachtes Weben und Dämmern der Rhein drüben leise, mährchenhafte Stimmen rauschte. Die Johanniskäfer zogen dünne Lichtkreise um die Stauden, in der Ferne schlug eine Nachtigall, und blühende Linden im Hofe streuten ihre süßesten Düfte aus, als Opfer für die sternprangende Königin der Nacht. Dazwischen plätscherte der Springquell; zuweilen schnitt ein Schrei eines fremden Vogels aus der Voliere drüben heiser und scharf in die Stille; sonst ruhte Alles, man konnte die Schritte der Vorüberwandelnden im Uferkies des Stromes knirschen hören.

Melworth verließ das Fenster und ging, seiner inneren Bewegung nicht mehr mächtig, im Zimmer auf und ab. »Der Rhein, der Rhein!« sagte er nach einer Weile, »es ist kein Aberglaube, was man von ihm spricht. Er hat einen Zauber, und dieser Zauber hat mich ergriffen. Ich möchte nie wieder seine Ufer verlassen. Was sind unsere schönen Gegenden! Ihr Anblick hat mir oft eine unermeßliche Schwermuth ins Herz geschüttet, aber keine hat mich gefesselt. Hier ist die Natur, die bei uns rohe Natur ist, geistig getränkt von der Erinne-

rung an den Gedanken, an dem sich wie an einem Faden die Geschichten der Menschheit aufreihen, und an diese Geschichten selbst. In den Thürmen dieser Ruinen hat der männliche Muth sich Denksäulen gebaut, in den Klostergewölben das Leid und der Schmerz seine stille Poesie gelebt, und in den Domen der Drang der Seele sich auferbaut. Welcher Strom ist dieß! Und wie grün und frisch flattern seine Reben und seine Zweige über den Trümmerhaufen einer verschollenen Zeit! Ich werde schwer mich losreißen aus diesem Lande! Ihr seyd glückliche Menschen hier!«

Wilibald stieß einen tiefen Seufzer aus und zerdrückte eine Thräne in seinem Auge, als er leise sagte: »Nicht Alle!« und dann sich abwandte.

James Melworth sah bei der Abendtafel Helenen wieder. Das Kerzenlicht that der Schönheit, welche ihn so milde und hold im Licht der Dämmerung angelächelt hatte, durchaus keinen Eintrag. Sie nahm wenig Notiz von dem Gaste. Nur einmal, schien es ihm, ruhte ihr großes Auge lange und träumerisch auf ihm. Dieser Blick elektrisirte ihn. Um ihn nicht zu verscheuchen, sah er vor sich hin, als ob er seine

ganze Aufmerksamkeit auf die Malerei seines Dessert-tellers richte. Er fühlte es, als sie nach einer Weile das Auge wieder von ihm abwandte; er sah auf; sie blickte jetzt mit demselben träumerischen Auge, wie so eben ihn, eine Phaläne an, die um die Flamme der Wachskerze kreis'te. Er mußte sich gestehen, daß er wahrscheinlich ganz so, wie jetzt das Insect, nur ein Gegenstand theilnahmlosen Anstarrens für sie gewesen, während ihre Gedanken weit andere Richtungen verfolgt.

James Melworth wandelte nachher noch lange am Rheine auf und ab. Der Leinpfad zwischen dem üppig wuchernden Weidengebüsch und den rauschenden, rollenden Wassern, wo Zweig und Welle räthselhafte Stimmen mit der Nachtluft tauschten, war ganz der Art, wie seine Stimmung ihn wünschen ließ. Melworth war ein freier Sohn der großen Republiken der anderen Hemisphäre; er war stolz auf sein Vaterland und dessen freie Institutionen; er hätte keine bessere politische und socielle Ordnung der Dinge anzugeben gewußt. Sein eigener Wirkungskreis in dieser Ordnung der Dinge hatte etwas Poetisches für ihn. Die Bändigung der spröden und

widerstrebenden Materie zu Sclavendiensten für den Menschen, das Umschaffen harten Metalls in eine Art wie lebender und wie vom Feuerdrang des Herrn der Schöpfung selbst erfüllter Wesen — bewirkt durch den unsichtbaren und doch so mächtigen Hebel, die Intelligenz, — das Alles hatte etwas Erhebendes für ihn. Niemand konnte einen stolzeren Rausch empfinden, als er, wenn er, vorn auf einem unter seiner Aufsicht gebauten Dampfroß stehend, mit Windesschnelle ganze Länderstrecken durchflog. »Es ist nie eine großartigere und mehr poetische Schöpfung aus des Menschen Händen hervorgegangen, als die der Locomotive,« sagte er, »sie bringt ihn der Schnelle des Gedankenflugs nahe, schüttelt die Seele, die sich an ein schwerfälliges Wechseln der Vorstellungen gewöhnt hat, zur lebendigen Thätigkeit auf und gibt eine Ahnung von dem hemmnißlosen Bewegen des Geistes in der Ewigkeit.«

Aber Eines hatte ihm gefehlt in seinem Lande — doch was es war, wußte er mit Worten nicht zu nennen. Das Ziel, das Ende von allem Dichten und Trachten um ihn her konnte nicht auch sein eigentliches, ursprüngliches Ziel seyn. Er fühlte, daß

es Aufgabe des Daseyns seyn müsse, sich eine Errungenschaft, einen großen und emporhaltenden, im Diesseits wie im Jenseits gleiche Gültigkeit habenden Gedanken zu sichern, der mit hinüber gehe und nach dem Tode sich als der hier gelegte Keim des neuen, zu erwartenden Lebens zeige. Was war dieser Gedanke? Er sah um sich her, er musterte die Welt, die ihn umgab, aber er fand in ihrem Treiben die Seele nicht, die er suchte. »Vielleicht,« sagte er sich, »findet ein suchendes Auge jenseits des Weltmeers, im Osten, woher das Licht und der Mensch gekommen, die Blume, die aus unseren Stauden nicht aufblühen will. Das alte Europa ist groß durch seine Hegung des Geistes, durch seine Dichter und seine Denker. Es hat die Erfahrungen von Jahrtausenden für sich, und der politische Druck, der auf ihm lastet, drängt seinen Freiheitstrieb nach Befriedigungen in den Regionen des Geistes.«

James Melworth reis'te nach Europa. Er kam nach Frankreich und nach Deutschland; was er suchte, fand er nicht. An dem Abend aber, als er einsam am Ufer des Rheines auf und ab ging, fühlte er es licht in seiner Seele werden.

»Es ist die Liebe!« sagte er. — James Melworth hatte eine heftige Leidenschaft für Helene gefaßt, welche die Romantik ihrer Umgebung nur noch mehr steigerte. Freilich hatte er sie nur erst wenige Worte sprechen hören, noch keines mit ihr gewechselt; aber eine leidende Schönheit hat für einen ritterlichen Mann einen hinreißenden Zauber.

Als er heimkehrte, fand er Wilibald noch wach; aus seinem Thurmzimmer fielen helle Lichtstreifen auf die Epheuzweige, die das Fenster umrankten; in diesem selbst stand wie ein dunkler Schatten, an den Kreuzstock gelehnt, der Buchhalter und blies mit einer zweifelhaften Virtuosität schwermüthige Weisen auf der Flöte. Melworth konnte unmöglich sein Lager aufsuchen. Er stieg die Thurmtreppe hinauf und pochte an Wilibald's Thür. Dieser öffnete, und der Americaner erschrak im ersten Augenblick über die Figur, die wie ein Bild den Rahmen der Thür einnahm und, mit einer Lampe hinausleuchtend, eine Art unheimlichen Nachtstücks bildete. Ein Schlafrock hing mit überflüssigem Faltenreichthum um die hagere Gestalt, die spärlichen Haare standen über der Stirn verwirrt in die Höhe, und der gelbrothe Lampenschein

zeichnete mit dunkeln Schatten alle Züge des blassen Gesichtes blässer und schärfer, die Augen tiefer, und machte ihren etwas wirren Ausdruck von unstäter, mit sich zerfallener Grübelsucht noch auffallender. Der Buchhalter nahm den späten Besuch, als er ihn erkannte, zuvorkommend auf; er fand sich ja so geehrt und geschmeichelt, daß der weitgereis'te Fremde ihn aufsuche, und den Americaner zog die sanfte, bescheidene Gemüthsart Wilibald's an. Dazu lag Beiden ein Gedanke zu schwer auf dem Herzen, als daß er sie nicht zu Freunden hätte machen müssen. Im Anfange war Wilibald für die ausforschenden Fragen des Americaners über Helene zurückhaltend und einsylbig, bald aber schüttete er voll Zutrauen sein ganzes Herz aus, und Melworth erzählte ihm darauf, was er in der vorigen Nacht unfreiwillig erlauscht hatte. Wilibald wurde davon tief betroffen.

»Ich ahnte nie viel Gutes,« sagte er, »und dieß bestätigt mir, daß der Graf in unwürdigen Verbindungen und Verhältnissen gestanden hat. Aber wozu nutzt es, als mir das Herz noch schwerer zu machen? Um Herrn Sillsberg von seinem Entschlusse abzubringen, reicht es nicht hin; es beweis't nichts.«

Vielleicht hätte es hingereicht. Es war Herrn Sillsberg doch nicht ganz wol bei der Partie, die er seine Tochter machen ließ, und der Ausdruck tiefen Leidens in ihrem Wesen und in ihren Zügen beunruhigte ihn. Wenn er auch wenigstens dreimal an jedem Tage sich mit großer Zuversicht prophezeite: »Wird schon gehen, wird sich machen,« so ist doch nicht mit Sicherheit zu sagen, was er gethan hätte, falls ihm ein Anlaß gegeben worden wäre, mit dem Grafen Villardin zu brechen. In Wilibald's Seele wagte aber eine solche Hoffnung nicht einzuziehen, und so sann er mit dem Fremden, den er so aufrichtig theilnehmend fand, über die Mittel nach, wie die gegebenen, unsicheren Spuren verfolgt werden könnten, um über Villardin's Vergangenheit Auskunft und Klarheit zu bekommen.

»Ich will selbst nach Genf reisen!« sagte Wilibald endlich.

»Und ich nach Paris!« versetzte Melworth.

»Nein, thun Sie das nicht; bleiben Sie hier, beobachten Sie; aber schreiben Sie nach Paris — haben Sie keine Freunde dort?« — Melworth war dieß Auskunftsmittel freilich lieber. Verbindungen

hatte er mehre in Paris, und so wurde beschlossen, daß er diese aus der Ferne benutzen, persönlich aber in X. bleiben solle, unter dem Vorwande, Behufs des projectirten Geschäfts nach New-York die Rückkunft Wilibald's abwarten zu müssen.

In später Nacht trennten sich die Freunde mit herzlichem Händedruck.

»Mein Gott, wie viel gute Menschen gibt es doch noch!« sagte der Buchhalter, als er hinter Melworth seine Thür abschloß, »welche rührende Theilnahme und aufopfernde Dienstfertigkeit zeigt dieser edle, junge Mann für die Interessen einer ihm völlig fremden Familie! Der gute Mensch! welch hochherzige Leute sind diese Americaner!«

Am anderen Morgen, in frühester Stunde, trat Wilibald Espe vor das Bett seines Principals und bat um die Erlaubniß, eine plötzlich erkrankte Schwester in Basel besuchen zu dürfen. Von Helenen nahm er keinen Abschied. Er konnte ihr gegenüber keine Lüge aussprechen. — Das erste Dampfboot führte ihn rheinaufwärts.

IV.

Eine Katastrophe.

Am dritten Tage seines Aufenthalts in Sillsberg's Hause war Melworth so glücklich, mit Helenen ein Gespräch anknüpfen zu können; es war nach Tisch, während Sillsberg und Graf Villardin Billard spielten, wobei der letztere höflich genug war, den trotz seiner Gesellschaft in Hemdsärmeln um den Tisch keuchenden corpulenten Weinhändler eine Partie nach der anderen gewinnen zu lassen. Helene hatte sich auf ein Tabouret zwischen die Hortensien und Oleander gesetzt, welche den Balcon vor dem anstoßenden Zimmer schmückten. Melworth trat zu ihr und sprach ein paar, mit einem gewissen Zagen leise geflüsterte Worte. Helene fragte ihn nach seinem Lande. Er ergriff mit großer Heftigkeit die Gelegenheit, es

ihr rühmen zu können. »Es ist durch und durch verschieden von Ihrer Heimath,« sagte er, »nicht allein ein Weltmeer liegt zwischen beiden, sondern mehr als das, ein anderes Leben, ein anderer Glaube und ein anderes Fühlen! Das alte Europa liegt noch immer wie unter einer Art klösterlichen Zwanges. Deutschland vor Allem, seine über den eigenen Vortheil so unklare Handels-Gesetzgebung, sein Mangel an Einheit, an einer Flotte, sein ewiges Wechseln der Principe und so vieles Andere hält es ja ewig unter dem Gelübde der Armuth. Unser Land hat die Gelübde hinter sich; wir sind irdische Menschen — wir sind frei. Aber indem bei uns Jeder seinen Neigungen, den inneren Stimmen seines Berufes folgen darf, ohne irgend einen Einspruch fürchten zu müssen, schlägt er die Bahn durchs Leben ein, welche die ihm gemäßeste ist, er schafft sich einen Kreis, in welchem er und sein innerstes Wesen in Harmonie mit seiner Umgebung und seiner Thätigkeit steht. So vermag er ein ganzer, ein harmonisch ausgebildeter Mensch zu seyn. So ist er geschützt vor Zerrissenheit und innerlicher Spaltung. Ein gesunder Mensch zu seyn — das ist unsere Moral. In der Anschauung

der alten Welt hat der Schmerz und das abgedrungene Opfer seinen moralischen Werth. Bei uns ist der Schmerz gleich der Krankheit.«

»In Ihrer Lehre,« sagte Helene, »liegt etwas Lockendes, etwas, das reizt wie die Sünde.«

»Es ist keine Sünde, es ist Pflicht gegen das eigene Daseyn und das Göttliche im Menschen, die Freiheit für seine besten Gefühle zu suchen, und Niemandem einen Zwang über dieselben einzuräumen!«

Helene sah den heftig Sprechenden mit einem mißtrauischen Blicke an; dann stand sie rasch auf und ließ ihn allein.

Hatte sie geahnet, welch letztes Ziel seine eifrige Argumentation gehabt hatte? War sie verletzt? — Diese Frage sagte sich Melworth mit steigender Unruhe vor, als Helene am nächsten Tage einer neuen Unterredung mit ihm ausweichen zu wollen schien. Nach einigen mißlungenen Versuchen gelang es ihm endlich, von Neuem ein Gespräch anzuknüpfen; er hütete sich wol, auf den früheren Gegenstand zurück zu kommen, und Helene schenkte ihm von nun an eine Aufmerksamkeit, welche Villardin sehr bald unbehaglich zu werden anfing.

»Ich muß eine Veranlassung finden, diesen Menschen so bald wie möglich abreisen zu machen,« sagte er, als er eines Abends durch die Rebengärten den Fußsteig zu seiner Villa erklimmte. »Es liegt sichtlich etwas in seinem Geschwätz, das Helenen anzieht. O diese Weiber! Wär' jener Weinreisende, oder was er ist, nur früher gekommen als ich! wär' sie nur gar mit ihm gegen ihren Willen verlobt worden! in welchem Vortheil wär' ich dann! Ja, er muß fort, so schwer es auch halten wird, ihn zu vertreiben, denn dieser Gelbschnabel ist bis über die Ohren in sie verliebt. Voyons! Am Ende wird's doch irgend ein Mittel geben!«

Graf Villardin ließ sich, in seiner einsam gelegenen Wohnung angekommen, von seinem Bedienten entkleiden und setzte sich dann, nachdem er diesen aus dem Zimmer gewiesen und die Thür verriegelt hatte, an seinen Schreibtisch. Aus den Schubfächern desselben nahm er mehre Stempel und große Siegel, farbige Dinten und Tusche, Papiere verschiedener Arten, Stahl- und Rabenfedern, zog eine kleine Schraubenpresse aus einem seiner Koffer und beschäftigte sich mit diesen Gegenständen bis tief in die

Nacht hinein. Dann warf er sich auf sein Lager und überließ sich einem ruhigen und tiefen Schlummer. Seine Ruhe wäre wahrscheinlich nicht so ungestört gewesen, wenn er geahnt, daß in derselben Nacht, weit von ihm, unterdeß eine Gesellschaft versammelt sey, deren Gespräche und deren Thun theilweise auf Niemand anders denn ihn eine sehr nahe Beziehung hatten.

Es war in Paris, im Quartier Latin. Ein niedriges Zimmer mit geweißten, kahlen Wänden, von Tabakrauch erfüllt, durch eine trübe brennende Kerze, die im Halse einer Flasche steckte, erhellt. Eine Bowle Punsch stand neben dieser dürftigen Beleuchtungsanstalt, und umher saßen drei Männer, die Karten spielten, — eine Gruppe und eine Scene, wie Eugen Sue's kühne Crayon-Skizzen sie so meisterhaft dargestellt haben. Der eine trug einen zerrissenen Schlafrock und eine Soldatenmütze; die beiden anderen waren in einer Kleidung, deren eleganter und modischer Schnitt seltsam mit ihren Verdacht einflößenden Physiognomien und der Dürftigkeit ihrer Umgebung contrastirte. Der Mann im Schlafrock hatte edlere Züge; sein Blick hatte ein gewisses Feuer und schien eine

geistige Ueberlegenheit behaupten zu wollen; seine Nase war schön geschnitten, aber die Stirn sehr niedrig, und um den Mund lag ein Ausdruck von thierischer Gier und wie von blutigen Gelüsten, der Abscheu einflößen mußte. Er schien in heiterer Laune zu seyn, denn er schob, mit pfiffigen Blicken nach den Karten der Anderen schielend, die blaue Mütze bald auf die rechte, bald auf die linke Seite seiner pechschwarzen, krausen Locken, pfiff eine Vaudeville-Arie, lächelte und legte dann wieder die Züge seines Gesichts zum düstersten Ernst zusammen, während doch aus den Augen ein höhnisches Lachen blitzte.

»Merkst Du was, alter Tambour?« sagte sein Nachbar zur Linken zu dem dritten Spieler.

»Schon lange, mein Sergeant!« versetzte dieser, indem er einen so äußerst schlauen Blick anzunehmen sich bestrebte, daß man hätte darauf wetten sollen, er merke gar nichts.

»Er hat uns mit seiner Bowle heraufgelockt, um uns auszuplündern,« fuhr der Sergeant fort.

»Was laßt Ihr Euch plündern?« warf der Mann im Schlafrock ein.

»Zum Vergnügen, Marc, zu unserem Vergnügen;

sey darüber ganz ruhig!« sagte der alte Tambour, der den schlauen Blick hatte. »Es dient uns zum Vergnügen und es gereicht uns zur . . . zur . . .« — »Ehre!« fiel der Sergeant ein.

»Nein, nicht zur Ehre, das Wort hätte ich selber gewußt; nun, Marc wird mich verstehen, was ich andeuten will.«

Marc warf einen wüthenden Blick auf ihn.

»Sacristie! ich verstehe nicht, was Du andeuten willst, betrunkener Schwätzer! Willst Du etwa andeuten, daß es ein Almosen für mich ist, wenn Ihr im Spiele gegen mich verliert? Verschabtes Kalbsfell Du!«

Marc warf die Karten auf den Tisch, der Tambour sprang auf.

»He, ruhig! Frieden! setz Dich, Antoine!« rief der Sergeant. »Und Du, Marc, wo ist Deine Philosophie? Antoine ist ein Esel, aber er hat Dich nicht beleidigen wollen.«

»Herr Sergeant, über den Esel sprechen wir uns morgen!« sagte Antoine.

»Ich bin gespannt auf Deinen naturhistorischen Vortrag, Tambour; vielleicht schließ' ich mich an

mit einer Abhandlung über das Kameel; für jetzt aber nimm die Karten wieder. Allons! fortgefahren!«

Sie spielten weiter; nach einer Weile sagte der Sergeant: »Ich habe einen Brief vom Grafen Villardin bekommen.«

»Er ist in X. am Rhein,« erwiederte Marc, indem er einen lauernden Blick über seine Karten weg auf den Sergeanten warf.

»Woher weißt Du das?« fragte der Sergeant verwundert.

»Woher? Nun, ich habe meine Quelle. Er macht ein großes Glück, der edle Graf!«

Der Sergeant fand für gut, das Gespräch nicht weiter fortzusetzen. Bei Marc hatte sich der Ton der Stimme verändert, seitdem die Rede auf Villardin gekommen. Es lag etwas Dumpfes, Verhaltenes darin.

„Mille tonnerres!“ rief nach einer Pause der Sergeant aus, »ich bin zu Ende! Alles fort!« Er schob die Karten von sich.

»Siebenundvierzig Franken!« zählte lachend der Gewinner. — Der Sergeant stampfte auf den Boden und warf in seinem Grimme die erloschene Thon-

pfeife in den Winkel, daß sie in hundert Stücke auseinander stob.

»Sey mir nicht gram, Etienne,« sagte Marc; »und ehe Du gehst, laß mich Villardin's Brief lesen.«

»Dich, Marc Serrier? Nein!«

»Du willst nicht? So höre! sieh, dieses Geld, Deine siebenundvierzig Franken — ich setze sie noch einmal aufs Spiel; willst Du dagegen halten mit dem Briefe?«

Der Sergeant besann sich. Marc Serrier füllte ihm das Glas mit der Neige der Bowle.

»Nun, Etienne?«

»Es geht nicht. Ich bin sein Agent hier, seine rechte Hand, der Besorger seiner menus plaisirs; die Stelle hat ihr Einträgliches. Er soll nicht sagen dürfen, daß sein alter Sergeant zum Verräther an ihm geworden! Nein, nein — geh zum Teufel, Schlange! Du willst mich versuchen!«

Marc Serrier schob das Geld in die Mitte des Tisches. »Da ist die Summe,« sagte er, »und da sind die siebenundvierzig Franken, die Antoine verloren hat, ebenfalls. Vierundneunzig Franken. Ver-

lierst Du, nun, so hast Du den Brief verloren, verstehst Du? oder er ist Dir gestohlen worden. He? Du willst doch nicht,« fuhr er fort, als der Sergeant noch immer unschlüssig blieb, »daß ich Dir das Geld als Kaufpreis für das Papier bieten soll? Wäre es schön, Etienne, einen alten Kameraden so zu prellen?«

»Nein, Marc, das fällt mir nicht ein! Mille tonnerres, das wäre unredlich gehandelt! das wäre gegen meine Ehre! Nein, nein, dann lieber ein ehrlich Spiel!« — Er nahm die Karten und mischte. „Coupez!“

»Den Brief auf den Tisch!«

»Da ist er!«

Sie spielten. Marc Serriers Gesicht war todtenblaß. Dann überflog eine helle Röthe dasselbe.

„Gagné!“ sagte er leise, nahm den Brief und strich das Geld zum zweyten Male ein.

»Mögen neunundneunzig Teufel Dich holen!« fluchte der Sergeant, indem er aufstand und seinen Hut suchte. »Du lockst mich sobald nicht wieder in Deine Luchshöhle, mauvais Garnement!“

Er ging; Antoine folgte ihm mit einem mißmuthigen »Gute Nacht!« und Marc Serrier leuchtete ihnen die Stiegen hinunter.

Als er in das Zimmer zurückkam, riß er mit zitternder Hast den Brief auf und las ihn. »Es ist nicht, was ich erwartete,« sagte er, »aber es wird auch so etwas damit zu machen seyn.« Er warf sich angekleidet auf sein dürftiges Bett, das aus nichts Anderem als einem Strohsack, einem mit Seegras gefüllten Kopfpfühl und einer Fuhrmannsdecke bestand. Der Schlaf floh ihn lange Zeit. Als er endlich die Augen geschlossen, murmelte er im Traume mit dem Zähneknirschen eines unbändigen Grimmes unarticulirte Laute. Nur das eine Wort wurde verständlich: „Il est mûr!“

V.

Wir brauchen einige Tage zur Rückreise von Paris an den Rhein. Melworth war es während derselben gelungen, der meist still in sich versunkenen Helene, über welche eine gewisse Apathie gekommen zu seyn schien, immer größere Theilnahme für sich und seine Gespräche abzugewinnen. Er sprach sie täglich, manchmal eine ganze Stunde lang, nach der Tafel — denn sie erschien jetzt regelmäßig zu Tisch, während sie früher sich oft hatte entschuldigen lassen. Es war, als ob etwas Erfrischendes, Stärkendes, Anregendes in seinen Worten für sie läge. Ihr Teint färbte sich höher, wenn sie seinen begeisterten Schilderungen der transatlantischen Natur lauschte. Vor Allem interessirte sie die Schifffahrt, die Einrichtung der Kriegsschiffe,

das Leben auf ihnen. Es war ihr, als fühlte sie den frischen Seeduft oder den würzigen Waldgeruch der Urwälder bei seinen Beschreibungen. Auf seine früheren Behauptungen von einem anderen Glauben, einem anderen Fühlen der transatlantischen Menschheit war er nur einmal zurückgekommen. Sie hatte ihn mit einigen treffenden Worten, gegen welche sich nichts sagen ließ, zu widerlegen gesucht.

»Sie sind praktisch tüchtiger, über ihre Zwecke und ihre Mittel klarer in America,« sagte sie, »als wir hier, ihre Staatseinrichtungen dem Gedeihen des Gemeinwesens vielleicht förderlicher, den Berechtigungen des Einzelnen vielleicht gemäßer, der Nation würdiger, als die unseren. Es mag auch eine größere Anzahl Glücklicher dort geben, als hier. Aber daß ein anderer Glaube, eine andere Moral sie gesunder mache, glaube ich nicht. Der Mensch ist überall derselbe, und der Mehrzahl Religion ist und bleibt hüben wie drüben der Cultus des Ich.«

»Eine Religion, die auch ihre Märtyrer hat!« fiel Graf Villardin ein, der hinzutrat.

»Sehr tief und geistreich,« sagte Helene mit einem bitteren Ausdruck, »aber ich verstehe es nicht.«

Melworth konnte ein Lächeln auf Kosten des Grafen nicht unterdrücken. Es lag für ihn eine große Genugthuung darin, daß Helene in seiner Gegenwart ihrem Verlobten diese Antwort gab. Er hatte sie sonst immer nur das Nöthigste mit einer gewissen sylbenkargen Unterwürfigkeit mit ihm reden hören.

Täglich um die Stunden, wo die Dampfschiffe ankamen, begab sich Melworth an den Landungsplatz, voll Erwartung nach Wilibald Espe ausschauend. Endlich brachte der »John Cockerill« den Ersehnten. Der Buchhalter stand am Bugspriet und winkte schon von Weitem seinen Gruß, indem er in freudiger Hast den Strohhut schwenkte. Melworth konnte kaum abwarten, bis das Boot angelegt hatte; endlich war die Planke hinüber geworfen, und zwischen kollernden Hutschachteln und über Barrieren von Nachtsäcken und Koffern kam Herr Wilibald Espe im grünen Paletot von Bord herüber geschossen. Er hing sich in großer Aufregung an Melworth's Arm.

»Was bringen Sie?« sagte dieser, als sie aus dem Gewühl waren.

»Etwas, das mich hoffen läßt, wenn es auch

nicht so viel ist, als ich eigentlich erwartet habe. Und Ihre Nachrichten? was hören Sie aus Paris?«

»Nichts! meine Freunde versichern mir, nichts über ihn in Erfahrung bringen zu können. Paris ist groß.«

»So hören Sie, was ich erkundschaftet habe.« Wilibald erzählte dem Americaner, was er erfahren. Dieser hörte die Mittheilung schweigend an.

»Ist es nicht abscheulich,« hub Wilibald nach einer Pause wieder an, »daß wir uns grämen, von einem Menschen nichts Schlechteres in Erfahrung bringen zu können? Mich drückt dieß wie das Bewußtseyn eines Unrechts!

»Eines Unrechts! Mein Gott, gilt es denn nicht ihre Befreiung aus den Händen eines miserablen Menschen, der jedes unbescholtenen Mädchens, wie viel mehr dieses Engels, unwürdig ist?« Die Heftigkeit, womit Melworth dieß ausrief, machte Wilibald stutzig. Es lag für ihn etwas Beunruhigendes darin.

Beide Freunde beschlossen nun, nach einander Herrn Sillsberg ihre Nachrichten vorzutragen. Zuerst ließ sich

Melworth bei ihm melden. Der reiche Weinhändler hatte, um sich gegen die schwüle Nachmittagshitze, die draußen herrschte, zu schützen, die Jalousien vor seinen Fenstern geschlossen und sich in der Mitte seines Zimmers auf den Teppich einen Haufen Sophakissen zu einem Sitze zusammengetragen. Nachdem er seine schwere Figur darauf niedergelassen, brachte der Bediente den brennenden Meerschaum, und Herr Sillsberg thronte nun auf seinem Divan, mitten in dem dämmerigen, roth drapirten Gemach, wie ein indischer Nabob. Die inneren Kräfte seines Gemüths waren auf zwey verschiedene Bestrebungen gerichtet, nämlich darauf, durch Ruhe sich so kühl zu halten wie möglich, und zweytens, durch Abweisen jedes Gedankens sich so viel irgend thunlich vor innerem Lebendigwerden zu hüten. Seine äußere Thätigkeit beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit einen Schlag mit seiner dicken Faust nach dem Individuum des Fliegengeschlechts zu führen, welches just den Frevel beging, sich summend seiner Nase zu nähern. Diese Manöver folgten regelmäßig von Zeit zu Zeit, obwol ihm die Erfahrung längst die vollständige Fruchtlosigkeit derselben dargethan haben mußte. So

saß er da, eine wahre Personification des otii cum dignitate.

„Ah, Mister Yankee, how do you do?“ sagte er, als Melworth zu ihm trat, und begleitete diese Worte mit einer Art Andeutung für ihn, in einem Fauteuil Platz zu nehmen.

Wäre Melworth nicht so zu tiefem Ernste gestimmt und innerlich voll der ängstlichsten Spannung gewesen, es hätte ihm ein schadenfrohes Behagen gemacht, die Harpunen stachlichter Reden und beunruhigender Nachrichten nach diesem Wallfisch von Indolenz auszuwerfen. Aber auch so war er nicht geneigt, viel Umschweife zu machen, und deßhalb lenkte er das Gespräch auf den eben bekannt gewordenen Betrug des Banquiers in Köln durch falsche Wechsel, und erzählte Sillsberg, wie er glaube, die beiden Betrüger im Wirthshaus »Zur Rose« kennen gelernt zu haben. »Er halte sich nun verpflichtet,« fuhr er fort, »Herrn Sillsberg nicht zu verschweigen, wie er alle Ursache habe, zu glauben, daß Graf Villardin in Beziehungen zu Menschen dieser Art stehe, die ein keineswegs günstiges Licht auf den zukünftigen Eidam würfen.« Er erzählte darauf Alles,

was er von der oben mitgetheilten Unterhaltung der beiden Aventuriers erlauscht hatte.

Herr Sillsberg hörte dem Americaner mit immer gespannterer Aufmerksamkeit zu; er ließ die Pfeife ausgehen und lehnte sie an das Sophakissen neben sich, dann verschränkte er die Arme über der Brust und stieß ein tiefes und lang gedehntes: Oho! aus. Plötzlich aber fuhr er mit der Hand übers Gesicht, lachte und setzte hinzu: »Lieber Mister Yankee, meine Tochter, die Helene, ist ein hübsches Mädchen, nicht wahr?« Er blinzte dabei so pfiffig aus seinen schmalgeschlitzten Aeuglein, daß Melworth blutroth wurde.

In dieser Verlegenheit kam ihm sein Bundesgenosse zu Hilfe. Wilibald Espe trat in's Zimmer. Nach den ersten Begrüßungen sagte er: »Herr Sillsberg, ich war auch in Genf.«

»Ei, der Tausend! ist Ihre alte Jungfer Masoeur denn so bald curirt, oder ist sie requieseat in pace gegangen, daß Sie noch Zeit zu einer hübschen Vergnügungsreise übrig behielten, Espe?«

»Ich habe in Genf Allerlei von dem Grafen Villardin gehört, was ich für meine Schuldigkeit halte, Ihnen mitzutheilen, Herr Sillsberg,« fuhr Espe

fort, ohne die theilnehmende Erkundigung nach seiner Schwester zu berücksichtigen.

»Nun, was ist denn das? angesehener Mann da im Lande, he?«

»Keineswegs, Herr Sillsberg. Die Familie steht in gar keinem Ansehen. Der alte Graf ist ein recht guter Herr gewesen, aber etwas schwach und hier« — Wilibald berührte die Stirn — »nicht so ganz recht. Er hat immer im alten Testamente gelesen und hat gesagt, er wollte eine neue Religion stiften. Gelebt hat er von einer kleinen Pension des Königs von Sardinien, und gewohnt in einem ärmlichen Dachstübchen. Er hat nämlich Alles seinen zwey Söhnen gegeben, die es flott durchgebracht haben; von diesen ist einer in päpstliche Dienste gegangen und der andere in französische, hat aber nach einigen Jahren seinen Abschied genommen, man weiß nicht recht, weßhalb. Dieser letztere, unser Graf Villardin, hat ein sehr lockeres Leben in Paris geführt, sich mit allerlei lustigen Brüdern eingelassen und in der letzten Zeit dort ohne alles sichere Einkommen gelebt, Niemand weiß recht, wovon und wodurch!«

Herr Sillsberg hatte sich während dieser Mittheil-

lungen immer höher aufgerichtet und stand jetzt nach einer letzten Anstrengung auf seinen Füßen.

»Herr Espe, ist das die Wahrheit?«

»Mir von glaubwürdigen Leuten, von Herren, die bei der Obrigkeit dort zu Lande sind, berichtet und bekräftigt.«

»Kein Vermögen?«

»Keinen Heller!«

»Der Lump, der nichtswürdige Mensch! Keinen Heller Vermögen! welche Niederträchtigkeit! Sagen Sie nur . . .«

Ein Bedienter trat in's Zimmer und überreichte Herrn Sillsberg einen Brief. »Ein Franzose hat ihn abgegeben und sagte, es sey von großer Wichtigkeit,« meldete der Diener.

Herr Sillsberg stampfte mit dem Fuße und rief, während er das Couvert aufriß und den Brief herausnahm: »Der Villardin soll zu mir kommen und meine Tochter, auf der Stelle, Niclas! Vielleicht,« fügte er hinzu, »ist die Sache doch nicht so schlimm: es wird viel getratscht und gelogen in der Welt. Aber was ist das — der Brief ist ja nicht an mich

— »»Villardin«« unterschrieben — was soll ich damit?«

Herr Sillsberg las: »Mein guter, alter Etienne — Geduld, Geduld, Geduld — sage diese drei Worte meinem Plagegeist. Nur zwey Monate noch Geduld, und die zehntausend Franken sind flüssig. Meine Heirath ist auf den 18. Juli festgesetzt. Meinen lieben Schwiegerpapa wird die Vergeltung ereilen: er hat lange genug gepreßt, gekeltert und angezapft. A présent ce sera son tour. Er ist mit dem Blut der Trauben reich geworden; ich denke, mit dem seinen, denn das ist sein Geld, solid zu werden. In der That, Etienne; lach' mich nicht aus, ich will solid werden. Meine Braut hat keine große Neigung zu mir; ich weiß das recht gut. Und doch liegt in dem stillen, klaren Wesen dieses Geschöpfes etwas, das über mich eine gewisse Gewalt bekommen wird. Aber das sind keine Sachen für Dich. Sende mir zu meiner Trauung einen vollständigen Anzug von meinem früheren Schneider. Das Geld mußt Du selbst auftreiben, zu fünfzig Procent, nach unserem alten Fuß. Villardin. N. S. Ist es wahr, daß Marc Serrier wieder in Paris aufgetaucht ist? Er muß

aus dem Bagno entwichen seyn, denn von einer Begnadigung habe ich nichts gehört. Schreibe mir darüber umgehend.«

»Da ist ja Alles klar am Tage!« rief Herr Sillsberg, »klar am Tage! Also ich soll gepreßt, gekeltert, angezapft werden — Abschaum der Menschheit — Elender — Herr Espe, Sie müssen Sich schlagen mit dem Menschen!«

»Ich?« sagte Wilibald Espe stutzig, »Herr Sillsberg, das ist gegen meine Grundsätze!«

»Ich stehe zu Diensten,« fiel Melworth ein.

»Ja, Herr Melworth. Sie, Sie sollen es.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Helene und Villardin traten herein. Herrn Sillsberg's Zorn machte ihn sprachlos. Er konnte nichts thun, als die Rechte geballt dem Grafen entgegenstrecken.

»Herr Sillsberg,« sagte Villardin erblassend, »ist diese Art, mich zu bewillkommnen, ein Scherz?«

»Sie sind ein Lump!« donnerte der Weinhändler.

„Monsieur!“ rief der Graf, indem er mit stolzer Haltung ihm einen Schritt näher trat.

»Ein Lump, der keinen Heller Vermögen hat, ein abgefeimter Bösewicht, der Geld zu fünfzig Procent leihen muß.«

»Vater, Vater!« rief Helene, ihre Hand auf seinen Arm legend, »mäßige Dich!«

Sillsberg schob sie von sich und ballte aufs Neue die Faust. »Ein Abenteurer,« fuhr er fort, »von Haus aus ein Habenichts.«

»Vater,« sagte Helene, »Du beschimpfst mich, indem Du so meinen Bräutigam beschimpfst!«

»Deinen Bräutigam? dummer Schnack! Ein Mensch, der nichts hat, kann meine Tochter nicht bekommen!«

Ueber Helenens Gesicht flog eine hohe Röthe des Zornes. Sie war tief entrüstet über das Benehmen ihres Vaters. »Ich bin keine Waare,« sagte sie, »die für Geld weggegeben wird. Du hast mich dem Grafen mein Wort und meine Treue geben lassen!«

»Daß Dich das Wetter . . . so höre doch nur —

er ist ein Mensch, der mit Vagabunden in Verbindung steht, der . . .«

Wilibald Espe unterbrach ihn, indem er Helenen bei der Hand nahm, in eine Fensternische führte und mit raschen Worten über den Stand der Dinge unterrichtete; dann nahm er den eben eingelaufenen Brief vom Boden auf, wohin Herr Sillsberg ihn geworfen hatte, überblickte ihn und reichte ihn ihr. Helene überflog ihn mit todtenbleichem Gesicht, mit zuckenden Lippen.

»Ich sehe aus allem Diesem nur, daß der Graf Villardin eine Schuld in Paris, kein Vermögen hat, daß er gehaßt wird von Menschen, die augenscheinlich Betrüger sind, und daß er in unpassender Weise sich über meinen Vater ausgedrückt hat. Dieß Letztere schmerzt mich, doch es überrascht mich von ihm nicht,« fügte sie mit einem Blick voll stolzen Unwillens auf den Grafen hinzu, »das Andere aber wirft keinen Flecken auf ihn, und eben so wenig der Umstand, daß er arm ist. Ich bin meinem Rufe schuldig, nicht sagen zu lassen, ich habe mein Wort gebrochen, als ich gehört, mein Bräutigam sey arm.

»Graf Villardin, wollen Sie selbst mir unter diesen Umständen mein Wort zurückgeben?« setzte sie, zu diesem gewandt, hinzu.

»Ich kann es nicht, ohne mein Leben wegzugeben,« erwiederte Villardin.

»So führen Sie mich in mein Zimmer zurück. Diese Scene bedauere ich, denn sie macht uns keine Ehre, mein Vater.« Graf Villardin reichte ihr den Arm, und Helene entfernte sich mit ihm.

Die drei Zurückbleibenden sahen erstaunt und schweigend einander an. Melworth schritt dann in heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab, Wilibald warf sich auf das kissenberaubte Sopha und starrte auf den Boden, und nur Herr Sillsberg ermannte sich nach einer Pause zu einem gotteslästerlichen Fluchen. Im nächsten Augenblick aber fühlte er sich von einem heftigen Schwindel ergriffen, und da er eine unaussprechliche Angst vor einem Schlaganfall hatte, wurde er plötzlich so zahm wie ein Lamm. Man mußte den Arzt holen, und der Arzt verordnete einen Aderlaß. Herr Sillsberg war der Verzweiflung nahe. Aber was war zu thun? — der Arzt befahl, der Bader, Herr Sapp, stand

nach einer halben Stunde im Zimmer, und Herr Sillsberg mußte der scharfen Lanzette desselben herhalten, die nicht halb so scharf war, als die stechenden, moqueusen Blicke des verwünschten Alten.

VI.

Eine blutige That.

Melworth war nach der oben beschriebenen Scene innerlich vernichtet. Seine Hoffnung war geschwunden. Obendrein schien ihm seine eigene Stellung zu dem ganzen Verhältniß unedel; sie hatte etwas Demüthigendes für ihn, besonders der edlen Haltung Helenens gegenüber, die sich und ihr Glück so entschlossen ihrer Ehre und ihrem Rufe opferte. Ihr Betragen, ihr Heroismus hatte seine Leidenschaft bis aufs Höchste gesteigert. Zugleich aber stachelte es den Schmerz seiner Hoffnungslosigkeit, als er zu bemerken glaubte, daß Helene nach jener Scene mit ihrem Geschicke versöhnter als früher, daß der Graf Villardin ihr dadurch näher getreten scheine. Lag

für sie eine Genugthuung darin, gewisser Maßen der einzige Halt und Schutz des Grafen geworden zu seyn? Oder hatte die Stelle seines, dem Herrn Sillsberg ausgelieferten Briefes, welche sich auf Helene bezog, für diese etwas gehabt, das sie, wenn auch nicht mit ihrem Bräutigam versöhnte, doch milder gegen ihn stimmte? Vielleicht! vielleicht täuschte sich Melworth nur über die Annäherung Beider. Gewiß war allein, daß Helene standhaft bei ihrem Entschlusse blieb und dem rauhen Ungestüm ihres Vaters einen entschiedenen Widerstand leistete.

Melworth entschloß sich, heimzureisen. Er bereute jetzt, die Heimath je verlassen zu haben; nachdem die alte Welt und ihr Aufenthalt darin ihm eine tiefe und unheilbare Wunde versetzt, drängte es ihn fort, weit fort von diesem Lande, als ob er nur Linderung und Balsam finden werde auf den Wogen des ewigen Weltmeers und jenseits desselben, in den Lüften der freien Welt des Westens. Aber je schwerer ihm wurde, sich aus dem Kreise loszureißen, dessen Mittelpunct für ihn Helene war, desto rascher und plötzlicher wollte er diesen Entschluß ausführen, um Herr über sich selbst bleiben zu können.

Melworth war ein Americaner; er konnte nicht die Rolle eines träumerischen, deutschen Werther spielen. Die Nothwendigkeit eines Schrittes erkennen und ihn ausführen, war für ihn Eins; so griff er zum Wanderstabe, voll Durst, sich in eine gedankenfesselnde Thätigkeit, wie sie daheim ihn erwartete, zu werfen. Die Höflichkeitsphrasen zum Abschiede für Herrn Sillsberg wurden ihm schwer, aber schwerer noch, das rechte Wort bei der Trennung von Helenen zu finden.

»Sie gehen?« sagte sie, indem ihr Auge mit einem Ausdruck von Staunen und Ueberraschung auf ihm ruhte.

»Ich muß!« versetzte er.

»Weßhalb müssen Sie? aber nein, nein, antworten Sie mir nicht! Reisen Sie unter Gottes Schutz. Ich glaube, Sie werden Ihre Heimath wieder betreten mit anderen Urtheilen über unseren Glauben und unsere Art, zu fühlen, als Sie herübergebracht haben. Es wird für mich ein Trost seyn, denken zu können, ich habe Theil an dieser Umstimmung Ihres Urtheils.«

Melworth sah sie fragend an.

Helene schien eine Art Schauder niederzukämpfen, der sie anwandelte. »Ich mag nicht in die Zukunft sehen,« sagte sie, »sonst würde ich Ihnen etwas über die Hoffnung eines künftigen Wiedersehens, eines nochmaligen Begegnens im Leben sagen. Sie sind mein Freund geworden, ich weiß es. Ich danke es Ihnen, denn es hat ein großer Halt für mich darin gelegen. Ich habe empfunden, daß mein Benehmen sich in der Seele eines Freundes abspiegele, und deßhalb habe ich es zu einem Ehrenpunkte gemacht, daß sich mein Bild würdig und edel in diesem Spiegel zeige.«

Melworth sagte einige Worte zur Erwiederung — er wußte in völliger Verwirrung selbst nicht recht, was, als Helene plötzlich das Gesicht in die Kissen ihres Sophas barg und heftig schluchzend ihm winkte, zu gehen. Er preßte einen Kuß auf ihre herabhangende Hand, nahm eine Bandschleife von ihrem Arbeitstisch und stürzte hinaus.

Im Vorzimmer küßte er die Schleife und nahm jetzt mitten darin eine Perle wahr, die, in eine Nadel gefaßt, das Band befestigt hatte. Er zog sie heraus, und da er Helenens Mädchen auf sich zu-

kommen sah, gab er ihr die, steckte die Schleife in den Busen und eilte hinaus in's Freie. Den Abend brachte er bei Wilibald Espe zu, der tief traurig war, den Freund, an dessen thatkräftigem Lebensmuthe er sich so oft aufgerichtet hatte, zu verlieren. Trotz Villardin's katzenhafter Freundlichkeit gegen ihn in der jüngsten Zeit war es Melworth unmöglich, diesen noch zu sehen. Aber noch lange schritt er am Abend den Leinpfad zwischen den Weiden und dem Flusse auf und ab, halt- und rathlos in seinem Inneren, und grübelnd über Helenens letzte Worte und ihren Schmerz beim Abschiede von ihm. Also um in seinen Augen groß und vorwurfslos dazustehen, hatte sie die Befreiung von sich gewiesen, die ihr Vater, freilich in unedler Form, für sie gefordert hatte? In diesem Gedanken lag etwas, das ihn schwindeln machte.

Als am anderen Morgen über X. die Sonne aufging, stieg James Melworth in eine Postchaise, die vor dem Hotel hielt, wo er die letzte Nacht oder vielmehr die letzten Stunden derselben zugebracht hatte.

Etwa drei Stunden später kam ein junges Mädchen, welches alle Morgen nach Graf Villardin's einsam gelegener Villa hinaufstieg und dem Bedienten

die Milch brachte, womit dieser seines Herrn Früh-stück zubereitete, schreiend den Bergweg heruntergelaufen. Als sie an den ersten Häusern der Stadt angekommen war, sammelte sich ein Haufe Neugieriger um sie, und sie erzählte nun mit angstbleichem Gesichte und in athemloser Hast, wie sie oben vergeblich und immer wieder vergeblich an die Hausthür geklopft; da habe sie wie ein dumpfes Röcheln und Aechzen vernommen, sey auf die andere Seite des Hauses gegangen und habe hier ein Fenster, das in die Stube des Bedienten gehe, geöffnet gefunden. Ein Gartenstuhl, der unter dem Fenster gestanden, habe ihr möglich gemacht, hinein zu blicken, und da hatte sie den Bedienten vor seinem Bett auf dem Boden des Zimmers liegen gesehen, gebunden, ganz blau im Gesichte und mit den Füßen zuckend. In Todesangst war sie nun heruntergestürzt.

Nach wenigen Minuten war ein Haufe Menschen auf dem Wege nach dem Landhause. Man fand, was das Kind erzählt hatte. Als die vordersten Männer durch das offene Fenster in die Schlafkammer des Bedienten gesprungen waren, schien es die höchste Zeit, dem Aermsten zu Hilfe zu kommen; sie erho-

den ihn vom Boden und lös'ten die Stricke, womit ihm die Hände und Füße gebunden waren, rissen den Knebel fort, der ihm die Stimme nahm, und brachten ihn so nach einer Weile wieder zu der Besinnung, um welche die Mißhandlung ihn gebracht hatte. Fragen bestürmten ihn nun; aber er machte sich, ohne zu antworten, mit einigen Ellbogenstößen Platz durch die inzwischen hereingedrungene Menge und stürzte zum Schlafzimmer seines Herrn. Er riß die Thür auf und stieß dann einen heftigen Schrei aus. Die Menge drängte sich nach in dieß Gemach. Der Graf Villardin lag todt auf seinem Bett. Die Hand eines Mörders hatte eine blutige That an ihm verübt.

Der Todesstoß mußte ihn im Schlafe getroffen haben. Wenigstens schien er ihn ohne Gegenwehr empfangen zu haben; er lag ausgestreckt in seinem Blute da; eine tiefe, klaffende Messerwunde befand sich in der Gegend des Herzens. Das Gesicht des Todten war schrecklich; der Todeskampf mochte rasch vorüber gegangen seyn, aber er hatte den verzerrten Zügen einen so scheußlichen Ausdruck aufgeprägt, einen Ausdruck von verzweifelndem Haß und Raserei gepeitschter Angst, daß die rohen Gemüther der Fergen und

Tagelöhner, welche das Zimmer füllten, davon erschüttert sich abwandten.

Der offenstehende Schreibtisch des Grafen war ausgeraubt.

Erst nach geraumer Zeit war es möglich, den in starrem Schrecken wieder verstummten Diener des Getödteten zu einer zusammenhängenden Erzählung des Vorgefallenen zu bringen. Es sey nach Mitternacht oder etwas später gewesen, wie er annehmen müsse — sagte er und wiederholte es eben so später der Behörde; — sein Herr habe sich früh niedergelegt, und er sey diesem Beispiele gefolgt. Aus tiefem Schlummer sey er sodann durch einen Schmerz an den Armen erweckt worden — als er sich aufrichten wollen, habe er eine schwere Hand auf seinem Gesichte gefühlt, die scharfe Spitze irgend einer Waffe an seinem Halse.

„Tais-toi, ou meurs!“ Diese Worte habe ein vor ihm stehender, er glaube, in eine Blouse gekleideter Mensch geflüstert. Die Nacht sey dämmerig-hell genug gewesen, um eine kräftig gebaute Gestalt zu erkennen, die Züge aber habe die Dunkelheit und auch der überwältigende und alle Geistesgegenwart raubende

Schrecken ihn aufzufassen verhindert. Nur ein paar glühe Augen stehen ihm noch vor dem Gesichte. So habe er sich dann im nächsten Augenblick, ohne Versuche der Gegenwehr zu machen, geknebelt gefühlt und ebenfalls an den Füßen gebunden. Der Verbrecher sey darauf aus seinem Gesichtskreise verschwunden, aber er habe die Thür zum Schlafgemach seines Herrn sich öffnen gehört und nach einer ziemlich langen Pause ein Röcheln, einen leisen Schrei und wieder einen Schrei, schwächer als der erste; dann ein Aechzen — dieß sey in der stillen Einsamkeit der Nacht so grauenhaft und schrecklich gewesen, daß er die Besinnung verloren. Erweckt worden sey er aus diesem Zustande dadurch, daß er den schweren Fuß des Mörders auf seiner Brust gefühlt, und zwar habe er demselben als Schemel gedient zum Hinaussteigen aus dem Fenster, welches sich über seinem Bett befand. Das sey Alles, was er anzugeben wisse.

Der Bediente, ein schwacher, schüchterner Mensch, der in Folge seines Schreckens in eine wochenlange Krankheit verfiel, blieb sich bei diesen Aussagen auch später fortwährend treu.

Herrn Sillsberg wurde nach kurzer Zeit die Kunde

von der blutigen That hinterbracht. Sie erschütterte ihn, aber er blieb sich selbst treu genug, um hauptsächlich das für ihn Unangenehme derselben heraus zu fühlen, und so eilte er in großem Zorne über seine Tochter, deren Wille ja allein den Grafen in X. zurückgehalten hatte, in Helenens Zimmer.

Helene Sillsberg stand in der Mitte ihres Boudoirs, blaß, zitternd an allen Gliedern, einen Strom von Thränen vergießend und die Hände ringend. Als ihr Vater eintrat, rief sie: »Um Gottes willen, es ist nicht möglich, es kann nicht seyn, es ist Lüge, Lüge, Lüge!«

»Kind, bist Du toll — der ganze Ort ist voll davon. Ich hab's Dir gesagt — Du hättest ihn laufen lassen sollen!«

»Nein, nein, es ist Verleumdung — o, es wäre zum Herzbrechen — er sollte das gethan haben!«

»Gethan haben? das Thun ist bei ihm aus, er ist todt!«

»Todt? Melworth todt? O Gott!« rief Helene und wankte mit brechenden Knien nach dem nächsten Sessel.

»Melworth? Wer spricht von dem Mister Yankee? Was hast Du denn — was ist Dir?«

»Da, da lesen Sie es —« versetzte Helene, indem sie ein Blatt vom Boden aufnahm, wohin sie es geworfen hatte. »Da, hier!«

Herr Sillsberg nahm das Blatt; es war eine Beilage zu der eben im Orte ausgegebenen Nummer der »Kölnischen Zeitung.« Als sein Blick auf die von Helenen angedeutete Stelle fiel, sagte er: »Was? einen Steckbrief? den soll ich lesen? ei, zum Henker, was ist das?« Er las: Namen: James Melworth; Alter: 27 bis 29 Jahre; Statur: schlank; Gesichtsfarbe: gesund; Haare: hellbraun; Stirn: hoch; Augen: blau u. s. w. bis auf die »besonderen Kennzeichen,« die in einem Leberflecken unter der rechten Schläfe bestanden.

»Der Melworth!« rief Herr Sillsberg aus, »wer hätte das geglaubt? Was hat er denn gemacht — laß sehen — »»mehrer betrüglichen Handlungen und der Fälschung eines Creditbriefes im höchsten Grade verdächtig, sich aber der eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen hat, so werden alle Behörden, Polizeimannschaften u. s. w. geziemend ersucht, auf

gedachten J. Melworth vigiliren und ihn im Betretungsfalle wolverwahrt dahier abliefern lassen zu wollen. Br., den 27. August 183*. Großherzogliches Bezirksamt.«

»Gott im Himmel! gut, daß er mir nicht mit einer Ladung Wein durchgegangen ist!« rief Herr Sillsberg aus; aber so erstaunt er auch über das Gelesene war, so drängte sich bei ihm das wichtigere Ereigniß doch zu sehr vor, als daß er nicht gleich darauf mit der Nachricht herausgeplatzt seyn sollte. Helene war wie vom Donner gerührt.

»Und« — fuhr Sillsberg fort, als Helenens heftige Gemüthserschütterung sie hinderte, ihm auch nur eine Sylbe zu antworten — »weißt Du, was mir da durch den Kopf fährt? — Nun, ich will noch nichts sagen! aber ein Freund vom Villardin war Melworth nicht, und — aber wir wollen erst sehen, was weiter kommt!«

Dieß war der weiseste Entschluß, den Herr Sillsberg fassen konnte; denn hätte er auch noch Vieles gesagt, gehört hätte ihn seine Tochter doch nicht. Sie war innerlich so erschüttert und überwältigt, daß sie ihrer Sinne nicht mehr Herrin war. Die Schläge

ihres Herzens drohten sie zu ersticken. Sie fühlte sich krank und mußte sich niederlegen.

Diese Stunde hatte ihr Alles entrissen, was sie besaß; sie hatte ihre Liebe verloren — ja, ihre Liebe, denn sie fühlte es jetzt, daß Melworth sie gehabt; — ihr Vertrauen zu den Menschen und ihren Schmerz; den Schmerz, der in ihrem Verhältnisse zu Villardin gelegen hatte und mit dem sie auch die tröstenden, großartigen Frauen-Ideen verlor, welche ebenfalls darin gelegen hatten. Dazu war die blutige That so dicht neben ihr, in ihrem nächsten Lebenskreise vorgefallen, daß ihr nicht allein das Grausen die tiefsten Seelenfasern erschüttern mußte, nein, daß sie auch auf eine gewisse Weise sich an jener That mitbetheiligt fühlte; als ob sie selbst als Mensch einen Theil der Verantwortlichkeit für eine Schuld zu tragen habe, die von Menschenhänden so dicht neben ihr begangen werden konnte und deren Frucht ihre Befreiung war, eine Schuld, worin der Keim eines Glückes für sie lag. Hierdurch war ihrer Seele der erste Anstoß zu heftigem Phantasiren gegeben, welches während eines mehrtägigen Fiebers ausbrach.

Aber sie war ja frei! In diesem Gedanken lag ihre Heilung, nachdem die Wirkungen des ersten, fürchterlichen Eindrucks vorüber gezogen waren. Sie war frei!

Woher kam es, daß Helenens Züge dennoch blaß blieben, daß die frühere, stille Schwermuth dennoch ihre dunklen Schwingen beschattend über sie breitete? Die Rosen kehrten nicht auf ihre Wangen zurück, und die Rosen, welche das Leben ihr bieten konnte, wurden nicht von ihr beachtet. Vergeblich fragte sich Wilibald Espe nach der Ursache; er saß grübelnd in seinem Thurm, manchen lauen Sommer-Abend, und fragte den Mond, der mit seinem milden Glanz ruhig über den strömenden, drängenden Wellen des Rheines stand und sich spiegelte, wie ein hoher und glänzender Gedanke über dem Drängen und Strömen einer bewegten Existenz. Aber Wilibald erhielt keine Antwort auf seine Fragen. Er begriff es nicht, weßhalb Helene nicht mehr in solchen Stunden ihm gegenüber in ihrem Erker stehe und die Klänge eines ihrer Lieder weithin in die duftigen Abendlüfte streue. Oder ahnte er es doch und scheute sich nur, sich die Antwort zu sagen?

Unterdessen wurden eifrige Untersuchungen angestellt, um den Urheber des Mordes zu entdecken. Im Anfang wußte man durchaus nicht, auf wen der Verdacht irgend gelenkt werden könne. Der Bediente vermochte in den fortgesetzten Verhören nichts weiter anzugeben, als was er gleich im Anfang ausgesagt hatte. Ueber des Ermordeten Vergangenheit wußte er keine Aufschlüsse zu gewähren; er war erst zwey Tage vor des Grafen Abreise von Paris von diesem in Dienst genommen, hatte ihn nach Straßburg, Frankfurt und den Rhein hinunter bis nach X. begleitet. Der Graf habe gelebt, sagte er, wie andere Herren seines Standes auch; besondere und auffallende Verhältnisse habe er nicht bemerkt, als allenfalls, daß sein Herr sehr hoch und gewöhnlich mit Glück gespielt habe. Doch sey ein Russe nachgekommen, der seinem Herrn, wie er glaube, das Meiste wieder abgenommen. Dieser habe ihm nun angekündigt, daß die Reise fortgesetzt werden solle und zwar nach Ems. Doch habe er plötzlich nach einer Unterredung mit dem Wirth in der Rose und einem Besuche, den er darauf beim Herrn Sillsberg gemacht, ihn hier in X. auspacken heißen.

Der Wirth gab im Verhöre an, daß er in jenem Gespräche auf die Erkundigungen des Fremden ihm von den Verhältnissen des Ortes und von Herrn Sillsberg, seinem Reichthum und seiner einzigen Tochter erzählt, wofür der Reisende großes Interesse bewiesen.

Der Bediente sagte nachträglich aus, daß er eines Abends im Zimmer seines Herrn gewesen, als dieser noch spät an seinem Schreibtisch gesessen. Auf einmal sey der Graf mit einem leisen Ausruf wie erschrocken in die Höhe gefahren. Er, der Bediente, habe gefragt, was ihm zugestoßen, worauf der Graf erwiedert: »Nichts, nichts, ich glaubte, es sehe Jemand durchs Fenster; es war eine Täuschung!« Doch sey er sehr unruhig im Zimmer hin- und hergefahren, endlich hinausgegangen und habe mit ihm die Runde um das Haus gemacht, wobei sie aber Niemanden zu Gesicht bekommen hätten.

Die öffentliche Meinung des Städtchens X. spaltete sich nun in zwey Parteien. Die eine suchte den Schlüssel zu der That in den früheren Lebensverhältnissen des Grafen, die andere entschied sich für Annahme eines Raubmordes durch ein Individuum,

von dem man wußte, daß es sich in den öden Gegenden der Eifel und des Hundsrücks umtrieb und das sich dort einsamen Wanderern furchtbar gemacht hatte. Man wollte diesen Menschen einige Tage vorher in der Nachbarschaft von X. wahrgenommen haben, in einem Dorfe, in welchem die Nacht darauf die Wäsche von der Bleiche verschwand.

Da entschloß sich Herr Sillsberg, an einem ländlichen Feste Theil zu nehmen, welches das Winter-Casino veranstaltete, und das, wie Herr Sillsberg sagte, darin bestand, daß man voll Staub und Schweiß eine benachbarte Burgruine erkletterte und dort Erfrischungen zu sich nahm, zu denen man unten auf weit kürzerem Wege und mit weit weniger Mühe, Hitze und Ermattung kommen könne. Herrn Sillsberg's Unmuth darüber versetzte ihn in eine gewisse, ironische Laune, die man in X. an dem Matador schon kannte, wenn man auch nicht immer Grund hatte, sich ihrer Liebenswürdigkeit zu berühmen. Von da an datirten sich andere Hypotheſen. Herr Sillsberg ließ gewisse, schlaue Winke fallen, welche sehr geheimnißvoll und verschleiert gehalten waren und die dennoch jedes Kind verstand. Er sprach vom Mister

Yankee. Er fand es sehr auffallend, daß Herr James Melworth so urplötzlich davon gereis't sey, ohne sich um den Weintransport zu bekümmern, um dessentwillen allein er sich doch mehre Wochen bei ihm aufgehalten. Er bedauerte diese Abreise für Herrn Melworth, da dieser sich gewiß nicht gern von seinem Hause getrennt habe, worin er einen so angenehmen Freund wie den Grafen Villardin gehabt, obwol es zuweilen freilich zwischen ihnen zu kleinen Stachelreden gekommen sey, wobei der Herr Melworth immer so bleich vor Wuth geworden wie das Tischtuch. Herr Melworth sey gewiß ein respectabler »guter Freund«, aber es sey doch etwas auffallend, wenn man gegen einen anständigen Herrn, den man bei sich im Hause bewirthet, plötzlich einen Steckbrief in die Hand bekomme. Uebrigens müsse er, da einmal die Rede vom Herrn Melworth, doch ein kleines, seltsames Stücklein von demselben erzählen. Das Mädchen seiner Tochter habe nämlich einmal gesehen, wie Mister Yankee eine schöne Perle Helenens vor lauter Zärtlichkeit und Hochschätzung derselben habe in seinen Busen stecken wollen, bis er, von dem Mädchen

sich überrascht sehend, die Perle dieser wieder ausgeliefert habe.

Herr Sillsberg schloß seine sarkastische Rede, indem er sich von Herzen Glück wünschte, daß er seine beiden Gäste zumal losgeworden und zwar auf Nimmer-Wiedersehen.

Von nun an war in X. nur noch Eine Stimme, die sich nebenbei auch auf den Wirth »Zur Rose« stützte, welcher aussagte, Melworth sey in jener Nacht, worin das Verbrechen geschehen, der letzten vor seiner Abreise, erst spät nach Mitternacht heimgekommen, offenbar in sehr aufgeregtem Zustande; dann habe er sogleich seine Sachen gepackt und am frühesten Morgen des folgenden Tages mit der größten Unruhe seine Postpferde erwartet.

So wendete sich aller Verdacht einstimmig auf den Americaner. Auch die Behörden wurden dieser Meinung und betrieben darauf hin ihre Untersuchungen nur noch sehr lau, da sie doch nicht hoffen konnten, den Flüchtling, welchen jetzt längst andere Zonen aufgenommen, je zu erreichen. Niemand aber war, der den armen »Mister Yankee« in Schutz genommen hätte; keine Hand erhob sich, um für seine

Reinheit von der gräßlichsten Blutschuld zu zeugen. Wilibald Espe hatte wol seine eigenen Gedanken; er dachte immer an jene Unterredung, welche James Melworth in der ersten Nacht seines Aufenthalts in X. erlauscht hatte und welche auf ganz andere Thäter zu weisen schien. Aber Herr Sillsberg erklärte dieß ganze, erhorchte Gespräch jetzt für ersonnen und erlogen, von Anfang bis zu Ende, eine Geschichte, womit man ihm habe ein X. für ein U. vormachen wollen, um den Villardin bei ihm oder seiner Tochter zu ruiniren. Und Herr Sillsberg war ein Mann, dem sich nicht widersprechen ließ, wenn er einmal etwas erklärt hatte.

VII.

Zwey Passagiere.

Melworth hatte unterdeß ein gutes Stück seines Weges hinter sich. Er war rheinabwärts gereis't und hatte, in Holland angekommen, sich nach Antwerpen gewandt, um sich dort einzuschiffen. Die ersten Tage seiner Reise war er in der verzweifeltsten Gemüthsstimmung gewesen. Oft hatte er sich an den Bord des Dampfschiffes, das ihn von Coblenz aus den Rhein hinunter trug, gestellt und hinabgeblickt in die weißgefranzten, grünen Wogen, welche von den Räderschaufeln aufgewühlt wurden. Dann war es ihm, als ob es keine Fabel sey, daß dort unten ein Wesen und Treiben in der Tiefe, daß dort ein Reich von Geistern sey, die da Macht hätten über den sinnenden

Menschen und ihn zu sich hinabzögen. Wie ein Roß, das sich selbst in das Messer drängt, dessen verwundende Schneide es fühlt, trieb es ihn immer tiefer in Gedanken hinein, die eine tödlich verwundende Schärfe für ihn hatten. Er dachte sich Helenen und Villardin zusammen; er malte sich ihre Häuslichkeit aus, er grübelte über Helenens Gefühle in solcher Situation, ihren Schmerz, ihre innere Vernichtung und — verhüllte sein Gesicht, um nicht länger in die Wogen zu blicken, die ihn niederzogen!

Eine gewisse, milde Linderung seiner schmerzlichsten Gefühle ward James Melworth, als er, in Holland angekommen, dieses Land durchreis'te. Er kannte es nicht, und trotz seiner Stimmung hatte es etwas, das seine Aufmerksamkeit erregte. Was er sah, vermochte in ihm den Keim einer Art resignirter, beschaulicher Lebensphilosophie zu wecken, die, mit einer gewissen Ironie versetzt oder einen schmerzlichen Humor anregend, etwas Tröstliches für ihn hatte. Dieses Holland, sagte er sich, ist ein vornehmes, ein durchaus philosophisches Land; es ist das Land, nach dem wir eigentlich Alle streben, das Land der Ruhe. Ein feuchtes Klima beruhigt die Nerven. Der ge-

mäßigte Gang der Treckschuite, auf der man einherfährt, durch ein stilles Canalwasser plätschernd, lullt in ein behagliches Gedanken-Abspinnen ein, und die ruhenden Heerden auf dem unabsehbaren Einerlei saftgrüner Wiesen geben das beste Beispiel practischer Lebensweisheit. Da ist nichts Heftiges, Ueberschnelltes, Gewaltsames, nichts Forcirtes. Wenn man durch die stillen Dörfer, die reinlichen Städtchen kommt, wie erinnert da Alles an ein gesegnetes Leben, das ohne Geistesaufwand und Denkmühsale, ohne Emotionen, ohne Lärm, ohne ängstliches Drängen, Stoßen und Treiben dahin fließt! Da steht Mynheer und raucht aus der langen Thonpfeife, ein Ideal der Gefaßtheit für Alles, was da kommen mag. Nur die plebejischesten Creaturen können Lärm machen in dieser Welt behäbigen Bestandes und aristocratisch abgeschlossener Ruhe — nur die Hunde, welche die Räder des Wagens anbellen, und die Sperlinge, welche schreiend aus den Hecken aufstäuben! Ueberall sonst die sichere Haltung, welche ein gutes Gewissen oder auch etliche Tonnen Goldes dem Menschen verleihen; überall Vernunft und der Ausdruck conservativer Gesinnungen. Denn über allem Seyn ruht hier der

süße Genius des Phlegma, welcher der Bruder der Tugend ist.

Das große Dampfschiff »The britisch Queen« war damals von einer antwerpener Gesellschaft angekauft, um eine directe und regelmäßige Verbindung zwischen Antwerpen und Nordamerica zu unterhalten. Melworth las Ankündigungen, daß es im Begriffe sey, die Anker zu lichten; deßhalb beschloß er, mit ihm die Ueberfahrt zu machen. Wenige Stunden nachdem er an Bord angelangt, stach es in See. Dem Sohne der neuen Welt wurde wol und wehe, als er die Seeluft wieder athmete. Er richtete sich hoch und stolz auf und ließ vom Bord die Blicke über die blaurollende Unendlichkeit gleiten, über die er in seine freie Heimath zurückgetragen werden sollte. Aber feucht wurden seine Augen, als er am fernen Horizont die Küsten schwinden sah, hinter denen Deutschland lag. »Wunderbares Land!« rief er aus, »mögen wir noch so stolz auf deine politische Unmündigkeit hinabsehen; du weißt uns doch eine Seite abzugewinnen, an der du uns verwundbar findest, und ein Zauber ist in deine Macht gegeben, der unsere Seele mit geheimnißvollen, aber unzerreißbaren Fäden umspinnt!«

Melworth war nicht in der Stimmung, in welcher man sich nach Gesellschaft sehnt. Unter denen, die mit ihm die Ueberfahrt machten, war Niemand, welcher ihn hätte eine Annäherung suchen lassen. Nur Eine Gestalt fiel ihm auf, es war ein Mann von etwas gebückter Haltung, aber von einer gedrungenen, breiten Figur, die auf herculische Kraft deutete. Er hatte schwarzes, krauses Haar, das hier und da einen Anflug von grauem Schimmer bekam; das Gesicht dieses gewöhnlich in einen grauen Paletot gekleideten und etwas unstät in den verschiedenen Schiffsräumen sich umtreibenden Individuums hatte etwas Auffallendes; der obere Theil war von der Natur in schöne und edle Züge ausgeprägt worden, während der untere Theil, besonders der Mund, etwas Thierisches, ja, mehr als das, etwas Dämonisches hatte. Das ganze Gesicht war wettergebräunt, wie es schien, von Leidenschaften durchfurcht, und außerordentlich beweglich. Der Mann sprach französisch; welchem Stande er angehörte, war nicht leicht zu sagen; zuweilen saß er zwischen einem Haufen der Matrosen, denen er eine Flasche Branntwein zum Besten gab und Lieder vorsang; dann mischte er sich mit der

größten Gewandtheit und mit vielem Anstande in das Gespräch der gebildeteren Cajüten-Passagiere, und in anderen Stunden wieder schien er voll düsterster Laune jede Ansprache zu vermeiden und Gedanken der traurigsten Art nachzuhängen. Melworth interessirte dieser Mensch deßhalb schon, weil er auch ihn mit einer großen Aufmerksamkeit zu beobachten schien.

Einmal, als Melworth lange zerstreut an einen Mast gelehnt gestanden hatte, und darauf um sich blickte, sah er den Franzosen einige Schritte weit von sich entfernt auf einem Haufen Schiffstaue sitzen und ein Papier in den Händen halten, von dem er alle Augenblicke die Augen erhob, um ihn forschend anzusehen. »Haben Sie vielleicht da ein Bild, dem ich ähnlich sehe?« fragte Melworth ihn. — »Zufällig frappant,« antwortete der Mann mit verschmitztem Lächeln, indem er das Blatt zusammenschlug und in die Tasche steckte.

Melworth hatte Zeit, einen Blick hineinzuwerfen; es war kein Bild, sondern ein beschriebenes Stück Papier.

Der Franzose erhob sich. »Sie kehren auch wol

niemals dahin zurück?« sagte er mit demselben Lächeln wie vorher, indem er über die Schulter nach Osten wies, dahin, wo Europa lag.

»Ich? Ich weiß nicht; weßhalb nicht?«

»Nun, nun, nicht so böse! Es ist doch so, wie ich sage. Sehen Sie in mir einen Freund, mein Herr. Es gibt Lagen — man kann in Stellungen zur Gesellschaft gerathen, wo es räthlich ist, sich an einander anzuschließen!«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Begreiflich. Aber Sie werden es.«

Das Gespräch hatte hiermit ein Ende, indem der Franzose sich abwandte und auf dem Verdeck auf und ab schritt.

Melworth erneuerte die Unterredung am anderen Tage. »Waren Sie je in America, Herr Boisy?« sagte er, als er am anderen Morgen das Verdeck betrat und den Franzosen dort auf- und abwandelnd fand. Als Hippolyte Boisy hatte er ihn in die Schiffsliste eingeschrieben gefunden.

»Nein, ich war nie dort; und, bei Gott! ich wollte, ich hätte nicht nöthig, es je aufzusuchen.«

»Sie schienen noch gestern keine Lust zu haben, je nach Europa heimzukehren?«

»Leider — ich kann es nicht — eben so wenig wie Sie, mein Herr. Nun, thun Sie nicht so, als verständen Sie das nicht. Ich bin in Ihrer Lage, Herr Melworth; das sollte uns zusammenführen.«

»In meiner Lage? und in welcher bin ich denn?«

»Nun, ich habe genug gesagt, und Sie wissen, was ich sagen will. Aber Sie vertrauen mir nicht. Ich wollte, Sie thäten es. Ich komme fremd und ohne Anknüpfungs-Puncte in dieß Land, das vor uns liegt. Ich weiß nicht, was darin beginnen.«

»Wünschen Sie meine Hilfe? Ich kann Ihnen, wenn Sie wollen, eine oder die andere Stelle bei industriellen Unternehmungen in meinem Vaterlande bieten, Herr Boisy.«

Boisy sah ihn mit großen Augen an; dann lachte er. »Ich will Ihre Stellen nicht,« sagte er. »Ihr Vertrauen ist, was ich wünsche. Aber dazu muß ich mit dem eigenen vorangehen. Ich will damit den Beginn machen. Ich heiße nicht Boisy.«

»Und wie denn?«

»Marc Serrier.«

»So? der Name ist mir bekannt,« versetzte nachdenkend Melworth. »Ich habe ihn einmal nennen gehört und einmal geschrieben gesehen. Beide Male stand er in Verbindung mit einem Grafen Villardin.«

Der Franzose schrak zusammen, als Melworth diesen Namen aussprach. Er ward todtenbleich, seine Lippen zuckten, er schoß halb drohende, halb ängstliche Blicke auf Melworth unter den zusammengezogenen Brauen her. Der Americaner bemerkte zum ersten Mal, daß diese Blicke Serrier's schielten. »Kennen Sie den?« fragte Marc sodann, indem er sich abwandte. Der Ton seiner Stimme war verändert; sie hatte etwas Klangloses und Hohles.

»Ja, ich habe ihn auf meiner Reise durch Deutschland kennen gelernt. Er wohnte in X. am Rheine.« Marc Serrier beobachtete genau Melworth's Züge und den Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, dann machte er einige gleichgültige Bemerkungen über andere Dinge und ließ Melworth endlich allein.

Schien Marc Serrier früher den Americaner gesucht zu haben, so hatte es jetzt den Anschein, als

ob er ihn vermeiden wolle, so gut dieß in dem engen Raume, in dem Beide leben mußten, thunlich war. Aber Melworth's Neugierde war erregt, und er suchte nun seinerseits Unterhaltungen mit dem Manne im Paletot anzuknüpfen. Dieß wurde ihm nicht schwer, denn Marc Serrier mied ihn allerdings, sobald er ihm aber nicht mehr ausweichen konnte, so war er sehr gesprächig und schien nur bemüht, den Faden des Gespräches immer in der Hand zu halten. So mußte Melworth, um auf das zu kommen, was ihm am Herzen lag, sich entschließen, eines Abends, als er ihn traf, geradezu die Frage zu stellen: »Sie wurden neulich heftig erschüttert, als ich den Namen des Grafen Villardin nannte. Sie haben mir unlängst versprochen, mir Ihr Vertrauen schenken zu wollen. Thun Sie es jetzt — was wissen Sie von diesem Menschen? was macht, daß die Erwähnung seines Namens Sie electrisirt?«

»Ich will es,« sagte der Franzose, indem er die Arme über der Brust verschränkte. »Das Verdeck ist von den Passagieren rein, wir können ungehindert auf- und abgehen, und die milde Mondscheinnacht paßt vortrefflich zu einer sentimentalen Geschichte.

Wenn wir Sturm hätten und hohe See, würde ich Ihnen kein Wort sagen; es wäre schreckhaft; so aber kann man schon etwas Wuth, etwas Leidenschaft und etwas Verzweiflung ertragen; man fühlt, daß dort oben, von woher dieß fahle, kalte Licht schimmert, nichts ist, an das man Fragen und Rufe richten kann; aber wenn es stürmt und wettert, sehen Sie, mein Herr, dann möchte man rasend werden, daß ein Dämon um uns tobt, von dessen Kraft man nichts an sich reißen kann, wenn man ihrer auch noch so sehr bedarf. Dann darf man die alten Geschichten nicht wecken, wobei man einen Teufel brauchte zum Dreinschlagen.«

VIII.

»Ich habe,« sagte Marc Serrier, »unter dem Manne, nach dem Sie fragen, gedient; ich war Unterofficier, und er war mein Capitän.«

»Er ist nicht mehr Militär; weßhalb nahm er den Abschied?« fragte Melworth.

»Seine Cameraden sollen ihn zum Austritt genöthigt haben,« versetzte Marc, »hinter den eigentlichen Grund bin ich nie gekommen; man sagte, er habe keine Ansprüche auf den Namen, den er führe, und sey nur der natürliche Sohn eines Grafen Villardin. Ein legitimer Halbbruder, hieß es, habe ihn, als er auch in französische Dienste getreten, aufgefordert, den Namen abzulegen, und daher sey der Streit zwischen Beiden entstanden, der mit seinem Austritt aus

dem Regiment endete. Dem sey, wie ihm wolle. Wir standen auf gutem Fuße zusammen, mein Capitän und ich; war er streng im Dienste, so war ich pünctlich; war er zu tollen Streichen aufgelegt, so war ich handfest und zuverlässig, und er wußte das. Es ereignete sich oft, daß er einen gewandten Burschen brauchte; ein Mann wie mein Capitän kann in allerlei Lagen kommen; dann war es immer Marc Serrier, der aushalf und der den Teufel selbst nicht scheute. Was mich anging, so war ich jung und hatte noch Freude an Dingen, die mir jetzt sehr unnütze Späße scheinen. Nach und nach aber wurde dieß anders. Ich wurde solid. Ich will nicht mir das Verdienst zuschreiben; denn von Natur mochte ich sehr wenig Anlage dazu haben, und diese konnte obendrein nicht sehr genährt worden seyn, seitdem ich, mit dreizehn Jahren meinem armen Teufel von Vater, einem Dorfapotheker, wegen einer Tracht Prügel entlaufen, mich in der Welt umtrieb und endlich die rechte Hand meines Capitäns wurde. Nein, wenn ich solid wurde, so hatte ein Mädchen, das ich kennen lernte, alles Verdienst, bei Gott, alles! Sie hieß Jeannette. Jeannette war meine Geliebte; sie war mir

noch mehr, sie war Alles, was ich hatte, meine Liebe, meine Seele, und kam mir vor wie mein Antheil an dem besseren Leben einer anderen Welt, von der man uns vorsagt. Sie hätte einen Präfecten zum Geliebten haben können, so schön war sie. Aber sie wollte nicht; sie hielt sich eingezogen in dem Zimmer, das ich ihr gemiethet, und wenn sie merkte, daß ich mit meinem Capitän irgend ein schönes Wild einem Eifersüchtigen abjagen wollte, oder daß es eine tour de force galt, bei der Hals und Beine auf dem Spiele standen, so weinte sie und grämte sich. Daher kam es, daß ich nach und nach ernster wurde und daß ich in gleichem Grade in der Gunst meines Capitäns sank. Aber was kümmerte das mich! Wenn ich das etwas blasse Oval ihres blonden Köpfchens über die paar Reseda- und Geraniumstöcke vor ihrem Fenster weg mir zunicken sah, war alles Andere vergessen. — Meine Geschichte ist sehr sentimental, wie ich voraus gesagt habe, nicht wahr?«

»Ich bitte, fahren Sie fort!«

»Eines Tages nun hatte ich ein Dienstgeschäft bei meinem Capitän; Sie wissen, im Dienst dürfen wir nicht anklopfen, und so trat ich unangemeldet in

sein Zimmer, mein Buch mit dem Rapport unterm Arm. In dem Augenblick, wo ich die Thür aufmachte, verschwand eine Gestalt hinter einem Vorhang, der zu einem Alcoven führte, und ich glaubte den Zipfel eines weiblichen Gewandes flattern gesehen zu haben. Nun weiß ich nicht, welcher Teufel der Versuchung in dem Augenblick in mich fuhr, aber es kitzelte mich, Villardin in Verlegenheit zu bringen, und so machte ich von der Freiheit Gebrauch, die ich ihm gegenüber mir allenfalls nehmen durfte. Ich bat mir die Erlaubniß aus, mich setzen zu dürfen, und begann dann das Gespräch auf unsere früheren, gemeinsamen Abenteuer zu lenken. Ich gefiel mir darin, die schlimmsten und unverantwortlichsten auszusuchen, und dieß konnte mir nicht schwer fallen, da ich eine große Auswahl hatte; ich vergrößerte sie nach Kräften, ich malte sie in's Schwarze, in's Teuflische aus. Mein Herr wurde schlimmer als Don Juan, was gebrochene und mit Füßen getretene Herzen oder mißhandelte und schändlich betrogene Väter und Männer anging; ja, da ich dachte, daß einer pariser Grisette die Farben ziemlich derb aufzutragen seyen, um sie einen moralischen Widerwillen fassen zu lassen,

so setzte ich Sachen hinzu, von denen ich nur sage, daß man den Schmutz der pariser Gassen betreten haben muß, um Kenntniß zu erlangen von solchen »»kleinen Menschlichkeiten.«« Mein Capitän wurde immer verlegener und barscher gegen mich, so daß ich endlich, um mich nicht der deutlichen Weisung, zu gehen, auszusetzen, aufstand und mich verabschiedete. Ich ging in der besten Laune von der Welt. An dem Grade von Verlegenheit, den mein Capitän bewies, hatte ich gesehen, daß seine Geliebte, die flüchtige Schöne, die sich vor mir hinter dem Alcoven verborgen, kein ganz niedriges Geschöpf sein konnte. Er mußte augenscheinlich befürchtet haben, daß meine Reden einen Eindruck auf sie machten, der ihn um eine vielleicht erst eben und mit Mühe errungene Eroberung brachte. Ich sah es ihm an und lachte innerlich.

»Den Rest des Tages war ich im Dienste beschäftigt; ich konnte Jeannetten nicht sehen. Am anderen Tage, um die Abenddämmerung, ging ich zu ihr. Ihre Thür war verschlossen. Ich klopfte. Niemand öffnete — ich ging zur Portiersfrau hinab, die schlafnickend unten in ihrer Loge saß, schüttelte ihren

Arm und fragte nach Jeannette. »»Ach, Sie sind's, mein Corporal! Hier ist etwas für Sie von Demoiselle Jeannette; Jeannette hat diesen Morgen decampirt; ein großer Auvergnat hat ihr den Koffer getragen, und hier das Papier hat sie zurückgelassen, damit Sie wissen, wo Sie sie finden können.«« — Jeannette fort? — ich brach den Brief auf, den das Weib mir reichte — ich las, und nachdem ich gelesen, war es mir, als müsse ich an irgend einem lebenden Wesen mich vergreifen, um Herr über eine unbändige und unsägliche Erbitterung zu werden.«

»Und was war es, das der Brief enthielt?« fragte Melworth.

»Was es war? ein einfaches und trockenes Adieu: »»Suche mich nicht, Du wirst mich doch nicht finden; ich werde Alles aufbieten, um Dir nie wieder zu begegnen, Marc Serrier. Ich habe gehört, wie Du gestern mit einem anderen Manne Dich Eigenschaften und Thaten gerühmt hast, die eine ewige Scheidewand aufführen müssen zwischen Dir und Jeannette.«« Das war der Inhalt des Briefes, den ich in meinen zitternden Händen zerknitterte. Ja, ich war niedergeschmettert, ich war rasend; aber ich blieb

genug bei Sinnen, um Alles zu durchschauen oder doch um mir einbilden zu können, daß ich Alles durchschaute. Villardin hatte mir Jeannettens Liebe gestohlen, er hatte sie verführt, er hatte sie gegen mich heucheln gelehrt, wie es nur die durchtriebenste Creatur vermag; und nun hatte sie den ersten Anlaß ergriffen, um meiner sich entledigen zu können. Aber er mußte es wissen, wo sie war, er, hinter dessen Alcoven versteckt Niemand anders als sie gelauscht hatte. Ich stürmte zu ihm. Ich überschüttete ihn mit Vorwürfen, auf die er mit einem Hohngelächter antwortete. Wo ist sie? rief ich aus — bei den Zähnen des Satans, ich will es wissen und will es von Ihnen erfahren!

»Rasender Thor, suche sie! was weiß ich von ihr? nicht mehr als von Lenore, von der ich heute auch den Laufpaß bekommen habe. Was schwatztest Du auch gestern, Unbesonnener!«

»Also Sie gestehen — sie war hier — mein Capitän — ich rathe Ihnen, versuchen Sie nicht, mich zu belügen.«

»Nein, mein Corporal, aber ich werde versuchen, Sie die Treppe hinunter zu werfen, was ich

schon gethan hätte, wären nicht Gründe da, um derentwillen ich Sie bisher schonte. Jetzt marsch — zum Zimmer hinaus! Hören Sie!«

»Ich hörte in der That kaum mehr, ich sah nicht mehr, ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig. Das wollte dieser verworfene, elende Mensch mir bieten? Bei allen Flammen der Hölle — ich mußte Genugthuung haben — ich rief, ich schrie: Ziehen Sie, ziehen Sie — ich drang mit meiner Klinge auf ihn ein, um ihn zu zwingen, mir zu stehen. Der Graf zog nicht; er riß an der Klingel; sein Bedienter stürzte herein.«

»Und nun?« fragte Melworth gespannt.

»Nun wurde ich von hinten angefallen, und — um ein düsteres und schauerliches Drama von innerer Verzweiflung und unsäglicher Wuth in ein paar kurze Worte zu kleiden — ich wurde nach einem heißen Kampf überwältigt, zu Boden geschlagen, darauf verhaftet und wegen Mordangriffs auf meinen Officier vor ein Kriegsgericht gestellt. Ich hoffte, daß ich erschossen werden würde; aber nein, meine Strafe lautete fünfzehn Jahre Galeeren. Ich forderte die Füsillade. Sie war im Gesetz als meine Strafe ausge-

sprochen. Ich hatte ein Recht darauf; hatte ich nicht? Ja, ich hatte es, so gut, wie der Arme, der stiehlt, um im Arbeitshause ein Asyl zu finden, ein Recht auf dieß Asyl hat. Wozu ist das Gesetz, als Rechte und Pflichten zu geben? Aber für mich gab es kein Recht mehr — es blieb dabei, ich mußte mit dem T. F. auf der Schulter nach dem Hafen, um angeschmiedet zu werden. Ja, Herr, ich habe dieß Leben eines Hundes geführt; aber ich habe es veredelt durch einen menschlichen Gedanken.«

»Und dieser Gedanke war?«

»Die Rache!« Es lag die Blutgier eines Tigers in dem Tone und dem Wesen Marc Serrier's, als er diese Antwort gab. Melworth wandte sich unwillkürlich von ihm ab. Nach einer Pause sagte er:

»Sie sind begnadigt worden nach einer Anzahl von Jahren?«

»Nein, es gelang mir, mich zu befreien.«

»Waren Sie es vielleicht, der einen Brief Villardin's an den Kaufmann Sillsberg in X. ausliefern ließ? Waren Sie unterrichtet über die Verlobung Ihres Feindes?« — Marc Serrier nickte mit dem Kopfe.

Es widerstand dem innersten Gefühle des Americaners, Marc Serrier zu sagen, daß sein beabsichtigter Racheplan nicht gelungen sei. Aber nach einer Weile sagte er, daß er durch Zufall erfahren, wie er, Serrier, bekannt seyn müsse mit einem Paar in reisende Engländer verkleideter Fälscher. Marc Serrier gestand ohne Hehl Beziehungen zu solchen Menschen und ihren Industriezweigen.

»Haben Sie nie wieder von Ihrer Jeannette gehört?«

»Sie ist todt.«

»Es könnte doch seyn, daß nicht sie, sondern eine Freundin, eine Bekannte von ihr die Horcherin im Alcoven Villardin's gewesen!«

»Pah! glauben Sie? Sie soll viel um mein Schicksal geweint haben. Man hat ihr später nichts vorwerfen können.«

Marc Serrier schien die Vermuthung, welche Melworth geäußert, zu scheuen, und doch schien sie wieder einen eigenen Reiz für ihn zu haben. Er kam oft darauf zurück und sträubte sich doch gegen die Annahme.

Dem Americaner war natürlich nach dieser Unter-

redung, die spät in der Nacht erst endete, jede weitere Berührung mit einem Menschen wie Serrier unangenehm. Er bedauerte ihn, aber er mied ihn auch. In dieser Existenz hatte das Schicksal und hatten die Leidenschaften zu düstere Abgründe ausgehöhlt, als daß man ohne Grauen hinabblicken konnte. Marc Serrier bemerkte, daß er gemieden wurde. Er schien gereizt dadurch. Es war, als ob er glaube, durch seine Mittheilungen und sein Vertrauen auf ein ganz gleiches Vertrauen von Seiten Melworth's Ansprüche erworben zu haben; er begann, diesen zu verletzen, er nahm einen rauhen Ton gegen ihn an, oder erlaubte sich Vertraulichkeiten, die Melworth zurückweisen mußte. Beide traten immer weiter auseinander; in gleichem Maße schien aber Marc Serrier's Erbitterung zu wachsen; er maß Melworth zuweilen mit höhnischen Blicken; oft näherte er sich ihm auf eine so brüske Weise, als ob er Streit suche.

Melworth war eines Abends auf dem Verdeck; er hatte sich mit Barry Cornwall's Gedichten auf ein aufgewundenes Ankertau gesetzt und las. In einiger Entfernung hörte er eine Gruppe Zwischendeck-Passagiere ziemlich laut sich unterhalten, und unter ihnen

Marc Serrier's tiefe Stimme. Er achtete nicht darauf. Nach einer Weile wurde ihm der Lärm zu laut und störend; er stand auf, um sich auf die andere Seite des Schiffs zurück zu ziehen. In dem Augenblick, wo er einige Schritte weit von Marc Serrier vorüber ging, bückte sich dieser und zog, gerade als Melworth darüber wegschreiten wollte, ein Seil an, welches langhin auf dem Verdeck lag. Melworth strauchelte, und die Gruppe um Marc Serrier schlug ein lautes Gelächter auf. Melworth näherte sich zornig dem Letzteren.

»Was soll das?«

»Ein Spaß, Herr Beutelschneider!«

Der Franzose stammelte diese Worte mit schwerer Zunge. Aber Melworth's Zorn war zu heftig entbrannt, als daß er Rücksicht auf die offenbare Trunkenheit des Menschen genommen hätte. Er holte aus, um ihm eine kräftige Ohrfeige zu geben. Marc Serrier bückte sich und entging ihr so; dann aber stürzte er sich mit einer tigerartigen Wuth auf Melworth, während seine Augen, die jetzt wieder ihr Schielen annahmen, funkelten und glühten. Er schien seinen Feind erwürgen zu wollen. Zum Glück erfaßten mehre

kräftige Fäuste ihn an Arm und Schultern; es waren die zunächst Stehenden, vor Allen ein riesiger Untersteuermann, die ihn hinderten, Melworth anzufallen. Seine Zunge konnten sie freilich nicht halten. Dieser ließ der Wüthende freien Lauf und schüttete einen Strom von Verwünschungen über den Americaner aus.

»Elender!« rief er, »hochmüthiger Bettelprinz! ich habe etwas in der Tasche, um Dich zu demüthigen! Ich will Dir Deinen Stolz eintränken — zum Teufel, laßt mich, ihr Schufte — ich will Dir ein Blatt unter die Nase reiben, Dir, falscher Betrüger, das Dich mit einem Strick um den Hals an die oberste Raa bringt, wenn ich es zeige! Und Du willst stolz auf Deine Tugend sein! Du affectirst Verachtung von unser einem — Du —«

Melworth hörte das Ende nicht und wandte sich ab. Er suchte den Capitän auf; und indem er ihm auseinander setzte, wie er in diesem Augenblick, an Bord des Schiffes, außer Stande sey, die Rohheit des gefährlichen Menschen zu bestrafen, bat er ihn, von dem Rasenden in seinem Namen baldmöglichst Erklärungen zu fordern, was er mit den Beschuldigungen habe sagen wollen, die er in Gegenwart eines

großen Haufens von Menschen ausgestoßen. Jedenfalls wünsche er Aufklärungen über das Papier zu erlangen, das Serrier in seinen Schimpfreden erwähnt habe.

Als der Capitän Marc Serrier in seiner Hängematte aufsuchte, wohin dieser unterdeß gebracht worden, fand er seinen Zorn verraucht, aber auch, wie es schien, seine Schlauheit zurückgekehrt. Er stellte dem Capitän die Sache wie einen Streit, der aus seiner Trunkenheit hervorgegangen, dar und läugnete hartnäckig, mit seinen Anschuldigungen irgend einen besonderen Sinn verbunden zu haben oder im Besitz irgend eines Melworth betreffenden Papieres zu seyn. So mußte sich der Capitän damit begnügen, ihm für die Zukunft mit strengen Maßregeln zu drohen, wenn er sich wieder einfallen lasse, die Ordnung und Ruhe des Schiffes zu stören.

Dieß geschah denn auch nicht wieder. Ohne weitere Zwischenfälle erreichte Melworth nach einigen Tagen den americanischen Boden. Er segnete ihn von ganzem Herzen, als sein Fuß den festen Boden betrat. Der Aufenthalt auf der »britisch Queen« war ihm unheimlich geworden. Es entging ihm nicht, daß

die übrigen Passagiere seit der Scene mit Marc Serrier ihn mißtrauisch ansahen und ihn vermieden. Sein erster Gang, als er den Boden seiner Heimath betreten, war zu einem vielbesuchten Bureau eines gelehrten Freundes, in welchem für die Summe von 1 bis 10 Dollars in jeder Angelegenheit der beste juristische Rath zu holen war.

IX.

Helene.

Ueber X. war unterdeß eine Reihe stiller und trüber Tage dahin gezogen. Wilibald Espe saß mit doppelter Geduld von Morgens früh bis Abends spät über seine Bücher gebückt, und mit einem wahrhaft leidenschaftlichen Fleiße beschrieb er die weißen Blätter darin mit Zahlen auf Zahlen. Er sah keinen Menschen, als diejenigen, womit ihn seine Geschäfte in Berührung brachten. Und wie sollte er auch? Er hatte keine Freunde. Das Wetter war zu schlecht, um auszugehen; es regnete Tag auf Tag, Woche auf Woche. Das enge Rheinthal ward so melancholisch, der dicht zusammengeschobene Ort mit den schwarzen Schieferdächern so düster — was hätte Wilibald aus seinem

Thurme locken sollen, wo er nur das Fenster zu öffnen brauchte, um nebelfeuchte Luft und nasse Zweige aus der ersten Hand zu haben? Er spielte auch die Flöte nicht mehr, die er sonst in stillen und sommerlauen Nächten mit so viel schwärmerischer Begeisterung und so viel gutem Willen geblasen hatte. Das Leben hatte in ihm selbst melancholische Töne genug angeschlagen. Er brauchte keine schlechte Musik mehr, um sich zu poetischer und schwärmerischer Wehmuth zu begeistern.

Aber er stand noch oft an seinem Fenster, wie er früher pflegte, und blickte nach Helenens Erker hinüber. Sie grüßte ihn jetzt nicht mehr wie früher: sie war ganz eigen und seltsam geworden, sie ließ ihn nie mehr zu sich rufen, wie sie sonst so oft gethan. Sie mied ihn, den treuesten Freund, den sie hatte, den eine fast mütterliche Sorgfalt für sie erfüllte, wie sie alle Anderen mied. Sie lebte fast ganz auf ihr Zimmer beschränkt. Wer sie aufsuchte, der fand sie dort, ohne sagen und errathen zu können, womit sie den Augenblick vorher sich beschäftigt haben müsse. Sie führte jenes Leben so manches tiefen und innerlich verletzten Gemüthes, das sich vor der Außen-

welt zurückzieht in selbstgeschaffene Kreise, worin es sich selber überredet, sein Genügen zu finden, während es sich eigentlich doch im Innersten seiner Seele so weit über sie hinaus, so weit von ihnen fortgezogen fühlt. Es sind die Wesen, die so vergnügt und zufrieden sind in ihrer Trauer; die ihre Gedanken so seltsam theilen zwischen den äußerlichsten, nichtigsten und den tiefinnerlichsten Dingen, während einfach ernste und uns Anderen wichtige Gegenstände für sie ohne Interesse bleiben; die sich am Morgen grämen, daß ein Epheusetzling im Scherben verdorrt ist, und am Abend in stillem Lauschen den Schwingungen ihrer Seele den Puls fühlen, um zu erfahren, ob er innere Kraft genug habe, auszudauern für die Aeonen einer künftigen Unsterblichkeit, aber am Mittag kaum aufhorchen, wenn ihnen erzählt wird, in Paris sey eine neue Revolution ausgebrochen.

So lebte Helene, sich immer tiefer in ihr stilles Gedankenreich einspinnend und innerlich ringend, den schreienden Mißklang zu überwinden, der den edlen Rhythmus ihres Lebens so schmerzlich erschüttert und verwirrt hatte.

Eine Reihe von Wochen war dahingeflossen. Wili-

bald Espe hielt es nicht länger aus, seine Freundin stets so allein sich und ihren Gedanken überlassen zu sehen. Jede Dämmerungsstunde ließ ihn Unsägliches leiden. Er wußte, daß sie diese Zeit in Träumereien zubrachte. Nie war Licht in ihrem Zimmer, bevor die völlige Nacht angebrochen. Er ahnte nicht, daß die Dämmerung das Element der Frauen ist, daß die verhüllenden Schleier des Abenddunkels sich weich und wolthuend um ihre Gedanken-Dämmerungen legen. Nur für den Licht und Bewußtseyn liebenden Mann bringt die Dämmerung Trauer.

So klopfte Wilibald eines Abends zu solcher Stunde schüchtern an ihre Thür. Er wurde freundlich aufgenommen, aber nicht froh wie einst. Das Herz war ihm zu voll, als daß er hätte schweigen sollen von dem, was ihn bewegte. Er machte Helenen Vorwürfe, daß sie ihn so ganz wie aus der Reihe der Lebendigen gestrichen betrachte.

»Ich fürchtete mich vor Ihnen, Wilibald,« sagte sie sanft.

Wilibald Espe konnte gar keinen erdenklichen Grund auffinden, weßhalb irgend ein Sterblicher

sich vor ihm fürchten sollte. »Das ist Spott!« versetzte er.

»Es ist, wie ich sagte; ich bin nicht unbefangen, wenn Sie bei mir sind. Ich fürchte, Sie verletzen mich.«

»Helene!«

»Ich weiß, ich muß dieß thörichte Gefühl überwinden, ich bin es Ihnen schuldig, und ich will es auch. Aber helfen Sie mir. Versprechen Sie mir, nie einen Namen auszusprechen, nie etwas zu berühren, was mich an ihn erinnern könnte.«

»Sie meinen den Namen Villa...«

»Pst!« sagte sie, Wilibald unterbrechend, der mit der größten Spannung sie forschend ansah — »auch den lassen wir ruhen — aber ihn meinte ich nicht, ich meinte einen Anderen!«

»Melworth!« flüsterte Wilibald leise für sich, indem er die Hand auf's Herz drückte, wo er einen heftigen Schmerz empfand, und setzte eben so leise hinzu:

»Ja, es ist so, sie hat ihn geliebt! armer Wilibald!«

»Ich will thun, was Sie wollen, Helene,« sagte er nach einer Weile. »Aber zwey Worte müssen Sie mir frei geben, und dann will ich für immer schweigen. Jene Worte aber kann ich nicht unterdrücken, bei Gott, ich muß sie sagen: Melworth ist unschuldig!«

»Ha, weßhalb sagen Sie das — wissen Sie mehr als wir?« fuhr Helene wie electrisch getroffen auf.

»Ich weiß nichts, als daß mein Gefühl mir sagt: er ist unschuldig.«

»Ihr Gefühl!« lächelte Helene bitter.

»Ja, und ich vertraue darauf. Vielleicht weiß er nichts von Allem dem, was hier hinter seinem Rücken ausgestreut worden. Ich habe ihm zwar das fatale Zeitungsblatt geschickt, aber wie leicht kann das auf dem weiten Wege verloren gegangen seyn! Wir sollten doch nicht ruhen, bis wir ein Wort von ihm vernähmen. Schon um unserer eigenen Ehre willen. Er ist ein Gastfreund dieses Hauses gewesen, und ich habe ihn Freund genannt; aber ich handle nicht als Freund gegen ihn!«

»O, lassen wir ihn!« sagte Helene, »Ihre Gedanken sind zu gut, um bei ihm zu weilen. Da, lesen Sie dieß, und dann lassen Sie uns suchen, zu vergessen.«

Helene nahm einen Brief von ihrem Schreibtisch und reichte ihn Wilibald. Es war ein Schreiben Ignaz Sillsberg's aus New-York an Helenens Vater. Er beklagte sich, auf sein letztes Schreiben keine Antwort bekommen zu haben. Er habe gehofft, von seinem Bruder durch den Ueberbringer des ersten Briefes, den Ingenieur Melworth, Nachrichten aus Deutschland zu erhalten, aber dieser habe bis jetzt seine Schwelle noch nicht betreten; übrigens sey ihm dieß auch halb lieb, da dieser Mensch, wie das Gerücht gehe, in einen fatalen Rechtshandel wegen Betrügerei, die er begangen habe solle, verwickelt sey. So mache er, der Schreibende, denn jetzt seine früher gestellten Anträge auf's Neue u. s. w. Wilibald las den Brief nicht zu Ende, sondern legte ihn auf den Tisch und barg dann sein Gesicht in seinen Händen. Nach einer Weile erhob er sich und ließ Helenen allein.

Wilibald wurde am anderen Morgen durch eine

heftige Bewegung seines Armes geweckt. Er fühlte eine Hand fast krampfhaft die seine drücken, die auf der Decke lag. Als er auffuhr, sah er Jemanden davorstehen — es war ein Mann im Arbeiterwamms, blaß, das Haar gesträubt, alle Zeichen des Entsetzens in seinen Zügen.

»Was gibt's, was ist's?« rief Wilibald.

»O lieber Herr, lieber Herr Espe, welch ein Unglück!«

»Unglück? was ist geschehen? was für ein Unglück?«

»O Herr Espe, wenn Sie's nicht gut machen. . . .«

»So sprecht doch, Küfer, was ist's?«

»Der Wein ist verdorben, er ist hin, hin, hin!«

Der Küfer stieß diese Worte im Tone des trostlosesten Jammers aus. Wilibald schöpfte Athem.

»Der Wein? nun, welcher Wein?«

»Das Stückfaß, das schöne, große Stückfaß, das der Prinz auf den Rheinstein haben sollte. Die Reifen sind gesprungen, es ist ausgelaufen, man kann mit dem Nachen im Keller herumfahren. O, ich bin ruinirt, ich bin verloren, o Herr Espe!«

Espe sprang auf, warf die Kleider um und stieg in den Keller hinab. Das große Faß, das Prachtstück, die wahre Perle der Sillsberg'schen Keller, war allerdings dahin und unrettbar verloren. Es war ein ganz ausgezeichneter Jahrgang, der noch das vorige Jahrhundert in seiner besten Blüte gesehen hatte, dabei Herrn Sillsberg's Stolz und Freude, unter den theuren Häuptern seiner Lieben das theuerste; man könnte sagen, ein Theil seiner Seele habe darin geweilt, wenn in der Seele des Herrn Sillsberg irgend ein Theil gewesen, der sich mit dem Feuergeiste eines alten und edlen Rüdesheimers vertragen hätte. Jetzt schwamm das flüssige Gold über dem dunklen Boden des Kellergewölbes und war wie ein schwarzer, schmutziger See geworden.

Wilibald begriff die Verzweiflung des Küfers; dieser war nicht ganz schuldlos an dem Unfalle, und jedenfalls hatte er jetzt einen schlimmen Stand seinem Brodherrn gegenüber, der seinen Schatz vor wenigen Tagen verkauft und zugleich damit die Aussicht erlangt hatte, durch dieses Gewächs sich einem fürstlichen Hause auf das allervortheilhafteste empfehlen zu können. In seiner Angst hatte sich deßhalb der

Küfer zu Espe geflüchtet. Herr Espe war ein so gutmüthiger Herr; wenn der nicht übernahm, es Herrn Sillsberg schonend und fürbittend beizubringen, so war der Mann mit Weib und Kind ruinirt.

Wilibald mußte es ja wol thun; was sollte er machen! Aber der Schweiß stand in schweren Tropfen auf seiner Stirn, und seine Finger zitterten, als er an die Thür von seines Principals Schlafzimmer klopfte.

Stotternd begann er damit, aus den Grundsätzen einer männlichen Philosophie und aus den Trostgründen, welche die Religion für die Unfälle des menschlichen Lebens hat, eine passende Einleitung zu weben. Herr Sillsberg aber unterbrach ihn.

»Nun, zum Teufel! was ist denn geschehen? ist ein Unglück da? hat sich einer von meinen Leuten erhängt? Nur heraus damit, heraus! ich bin ja ein vernünftiger Mensch und ein Christ und weiß mich zu fassen!«

»So schlimm ist's nicht, aber das Stückfaß, das auf den Rheinstein kommen sollte, ist die Nacht gesprungen und ausgelaufen.«

»Das Stückfaß Rüdesheimer!« Herr Sillsberg verstummte nach diesem Ausrufe; das war zu viel, da hörte das Christenthum, da hörte die Fassung auf! Und als er nach einigen Augenblicken die Sprache wieder bekam, da — aber es wäre vergeblich, seine Zornausbrüche schildern zu wollen! Herr Sillsberg begann damit, daß er den Stiefelknecht nach Wilibald schleuderte, den dieser mit der ruhigen Bemerkung wieder an seinen Ort stellte, sein Principal würde auf ein Haar den Spiegel zertrümmert haben. Darauf gab er eine Reihe unarticulirter Töne von sich, und erhob sich dann vom Bett, als ob er nichts Geringeres vorhabe, denn einen Abgrund in die Erde zu stampfen und Alles, was ihm in den Weg komme, hineinzuschleudern. Er sank endlich stöhnend, röchelnd in die Kissen zurück. Dann verstummte er ganz, und ein krampfhaftes Zucken lief über das todtenblasse Gesicht und spielte um die blauen Lippen. Herrn Sillsberg hatte der Schlag getroffen. Wilibald stürzte hinaus und rief um Hilfe. Helene kam, der Arzt kam, man sprang mit allen Mitteln dem Unglücklichen bei; und endlich konnte der Arzt Helenen die beruhigende Versicherung geben, daß der

Schlaganfall nicht lebensgefährlich sey, und daß ihr Vater sich nach einiger Zeit völlig davon erholen werde. Diese Prophezeiung traf allerdings ein; jedoch sollte Sillsberg für immer ein Denkzeichen an diese Begebenheit und sein bestes Stückfaß behalten; er blieb nämlich an der rechten Seite seines Körpers gelähmt und konnte hier weder Hand noch Fuß regen.

Die erste Folge dieses Umstandes war, daß er seine Keller nicht mehr besuchen konnte und daß es dadurch möglich wurde, ihn über die eigentliche Ursache des tragischen Ereignisses im Unklaren zu lassen. Dieß machte es Wilibald thunlich, den Küfer zu retten, der sonst mit Weib und Kind von seinem Zorne vernichtet worden wäre. Die zweyte Folge aber war, daß Herr Sillsberg allen und jeden Theil, den er an der Arbeit in seinem Comptoir genommen hatte, an Wilibald abgeben mußte. Wilibald wurde dadurch sein Eins und Alles, sein dirigirender Minister, sein anderes Ich. Der steinreiche Mann, der Verbindungen in der Hälfte aller großen Städte des Continents, der Hunderte von Armen und Händen in seinen Diensten hatte, vor dem sich tief und demüthig bückte, was immer nur die souveraine und ideale

Hoheit des Geldes in dieser Welt anbetet, d. h. zwey Dritttheile der Sterblichen — der Mann war hilflos wie ein Kind, wenn nicht der arme Wilibald Espe, der erste Buchhalter, neben ihm stand und für ihn schrieb, unterzeichnete, arbeitete und dachte!

X.

Das Ende.

Es war ein trüber, regnichter Tag im Spätherbst. Die Lese war vorüber und hatte ein kärgliches Resultat gegeben. Jetzt standen die Reben entblättert, oder mit gelbem und blutrothem Laube umhangen, in dem der kalte Abendwind raschelte. Die Fontaine unter Helenens Fenster plätscherte nicht mehr; sie war mit einem Bretterhause überbaut; andere Bretterhäuser standen im Hofe um die Gruppen von Feigenbäumen und die übrigen Pflanzen des Südens aufgeschlagen; das Gezwitscher der Vögel in der Voliere hatte aufgehört, denn sie waren in ihre wärmeren Winterquartiere im Hause gebracht worden; nur die große Ulme schaukelte wie früher ihre moosigen Aeste voll falber Blätter um Helenens Erker, als

wolle sie dieser mit ihren vergilbten Laubgehängen stille Mahnungen an alle erstorbenen Lebensblüten und an die Vergänglichkeit jeder grünenden Hoffnung zuwinken. Helene hatte während des Nachmittags ihren Vater unterhalten, indem sie ihm die »Rheinische Zeitung« vorgelesen, an deren unternehmenden Heerfahrten in alle möglichen Gebiete des Lebens und der Politik er einen großen Antheil nahm; seit Herr Sillsberg nämlich in seinem Lehnstuhle gefesselt saß und sich nicht mehr rühren noch regen konnte, gab es keinen kriegerischeren, Kampf und Umsturz, Angriff und Zerstörung mehr liebenden, alten Herrn in der Welt, als ihn. Als es Dämmerung geworden, verließ Helene ihn und ging durch den Corridor ihren Zimmern zu. Im Treppenhause sah sie einen Mann im Mantel die Stiegen heraufkommen und ihr folgen. Da sie glaubte, daß es Wilibald sey, der von einem Spaziergange heimkomme, ließ sie ihre Thür offen und ging in einen Winkel, wo der Schellenzug hing, um nach Licht zu klingeln, wandte sich dann und sah mitten im Zimmer eine fremde Männergestalt stehen.

»Zürnen Sie nicht, wenn ich so mich eindränge,

ohne daß Jemand mich Ihnen angekündigt hat,« sagte eine leise Stimme.

Es war die Stimme Melworth's.

Helene konnte kein Wort hervorbringen.

»Sie sind ungehalten, Helene, Frau Gräfin, muß ich jetzt wol sagen? Ja, Sie sind ungehalten — ich gehe schon — aber zürnen Sie mir nicht; es war nicht meine Schuld, daß ich Niemanden traf — ich bin über das Weltmeer gekommen, nur um Ihnen ein paar Worte zu sagen — können Sie es nicht entschuldigen, daß ich endlich am Ziele meiner langen Fahrt so kühn war, zu vergessen, daß es gewisse Formen gibt, die man bei vornehmen Frauen beobachten muß, auch wenn man eine Centnerlast auf dem Herzen hat und jede Minute zur Höllenpein wird, bis man ein Wort von ihren Lippen hörte?«

Melworth wandte sich, nachdem er dieß in etwas bitterem Tone gesprochen hatte, zum Gehen. Das Mädchen Helenens trat mit der Lampe ein.

»Bleib!« sagte Helene zu dieser und fuhr dann, an Melworth sich wendend, fort: »Bleiben Sie auch, sagen Sie, was Sie mir sagen wollen, ich hätte nicht

gern noch einmal einen Augenblick wie diesen zu erleben!« Sie brachte nur mit großer Anstrengung, todtenbleich und stammelnd diese Worte hervor, indem sie den Arm auf die Ecke eines Tisches stützte.

»Ich bin verleumdet worden,« versetzte Melworth; »obwol ich mir gelobt hatte, nie den Boden Europa's wieder zu betreten, habe ich, als dieß in meinen Händen war, auf der Stelle noch einmal die Heimath verlassen und den Stürmen des Oceans getrotzt, weil ich nicht leben konnte mit dem Gedanken, es hafte ein Flecken, es ruhe eine Schuld auf mir in Ihren Augen, Helene.«

Er legte drei Papiere vor sie hin auf den Tisch. Sie nahm sie und überblickte sie rasch, obwol sie nur eine schwache Hoffnung hatte, daß sie etwas von dem Inhalte verstehen werde; die Buchstaben tanzten vor ihren Augen auf den Blättern, und eben so toll und wirr kreis'ten ihre Gedanken. Das erste der Papiere war nichts Anderes, als der uns bekannte Steckbrief; das zweyte war ein Schreiben des großherzoglich badischen Bezirksamtes mit Unterschrift und Diensisiegel, worin erklärt wurde, daß jene in der »Kölnischen Zeitung« enthaltene Veröffentlichung niemals

von genannter Behörde ausgegangen, daß aber nach Anfragen bei der Redaction nichts Anderes habe ermittelt werden können, als daß die Bekanntmachung des Steckbriefes auf boshafter Erfindung und geschickter Fälschung der Unterschriften und Siegel zu beruhen scheine. Die Nachforschungen nach dem Urheber, hieß es ferner darin, hätten bis jetzt kein Resultat ergeben.

Helene ließ das Papier aus den Händen fallen; sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen und Melworth anzusehen. Da fiel ihr Blick auf das dritte Papier; es war das Concept jenes Steckbriefes.

»O Gott!« sagte sie, »das ist Villardin's Hand!«

»Villardin's?!« rief Melworth aus, während eine dunkle Röthe des Zorns in seinen Zügen aufflammte, »so steh' ihm Gott bei, er wird mir Rede stehen!«

»Villardin? Villardin ist todt!« sagte erbebend Helene, indem sie die Augen aufschlug und in die Melworth's blickte.

In diesen Augen, die sich so mit ihren Blicken begegneten, lag in diesem Moment eine Welt von tiefer Empfindung, und in dieser Empfindung lag die Blüte seines Lebens, die nur einmal während eines Menschen-

alters so ihre duftigen Blätter auseinander schlägt und dann nicht wieder.

Helene fühlte, wie sehr sie Melworth Unrecht gethan, und zugleich, wie viel sie ihm entzogen, indem sie gerungen, ihre Liebe von ihm abzuwenden. Melworth sah aus ihren Blicken eine Psyche voll weicher und seliger Liebestrunkenheit leuchten, in welche sich ein Ausdruck tiefster Beschämung mischte. Es riefen tausend Stimmen des Entzückens in seinem Inneren dasselbe Wort aus, das damals wie Licht und Glanz durch seine Seele gewogt war, als er Abends am Gestade des Rheines wandelte.

Helene war überwältigt. Sie bedurfte des Anhalts, der Stütze. Sie fand sie an Melworth's Brust, in seinen Armen, die sie eng umschlossen, während seine Lippen auf ihrer weißen Stirn glühten.

* * *

Eine Thräne fiel auf Melworth's Hand, als am anderen Tage Wilibald Espe sich darüber beugte und sie schüttelte. Er hatte schon Alles gehört. Helene hatte ihn in frühester Stunde zu sich rufen lassen, denn sie konnte es nicht mehr abwarten, ihrem lieben

Freunde vor allen Menschen zuerst die Freude ihres Herzens auszuschütten. Sie war ihm um den Hals gefallen, als er in ihr Zimmer trat, mit dem Ausrufe: »Er ist da, er ist unschuldig, o, nun ist Alles, Alles gut!«

Die Mißverständnisse waren leicht aufgeklärt, auch der Behörde gegenüber, bei welcher der Americaner ein Verhör zu bestehen hatte. Melworth erzählte von Marc Serrier. Er hatte, als er den Boden seiner Heimath betreten, Serrier vor Gericht gezogen. Dieser, dem gar nicht darum zu thun war, in Berührung mit der blinden Göttin zu gerathen, hatte sich gern dazu verstanden, Melworth ein Papier auszuliefern, das er in einer Brieftasche auf dem Wege zwischen Paris und Antwerpen gefunden haben wollte, und worauf allein sich seine Beschuldigungen gegen Melworth gestützt hätten, wie er gestand. Es war eben jenes Concept. Das Gerücht hatte in New-York die gerichtliche Verhandlung so ausgebeutet, wie der Brief Ignaz Sillsberg's es andeutete. Nun, da jenes Papier Villardin's Handschrift zeigte, und da Melworth Serrier's Beziehungen zu Villardin kannte, war nichts leichter, als sich Alles zu deuten. Villardin hatte in

Eifersucht oder in böslicher Absicht den Steckbrief geschmiedet, Serrier aber war der Mörder, der mit dem anderen Geraubten auch Villardin's Brieftasche und das Letzteren verrathende Concept zum Steckbrief in seine Hände bekommen hatte.

Nachdem es Melworth gelungen war, das Gericht zu beschwichtigen, faßte er sich auch ein Herz Herrn Sillsberg gegenüber; er warb um Helenens Hand bei ihrem Vater. Herr Sillsberg hörte ihn gelassen an.

»Mister Yankee,« sagte er dann, mit den Augen blinzelnd, als Melworth geendet hatte, »es freut mich außerordentlich, zu erfahren, daß Sie ein rechtschaffener Mensch sind, der weder falsche Papiere macht, noch den Leuten Nachts die Kehle abschneidet, was ein gar schlechter Spaß ist, absonderlich für diejenigen, welche am anderen Tage die Bescherung im Hause haben und das Laufen und Verhören von den Gerichtspersonen, das Geschwätz der Leute, und die Trauerkosten obendrein. Es hat mich ein hübsch Stück Geld gekostet. Aber, was ich sagen wollte, meine Tochter bekommen Sie darum denn doch noch nicht.«

»Und darf ich Sie um die Gründe bitten, Herr Sillsberg?«

»Es thut mir sehr leid, aber es wird nichts draus.«

Das war das Resultat der Werbung, und bei diesem Ausspruche Sillsberg's blieb es; alle Vorstellungen und Bitten, alle Thränen Helenens halfen zu nichts weiter, als daß sie den Weinhändler bewogen, den Grund seiner Weigerung anzugeben: »Ich will keinen Schwiegersohn haben, der einmal mit einem Steckbrief in der Zeitung gestanden hat. Und damit Basta und kein Wort mehr!«

»Herr Sillsberg,« sagte Wilibald Espe sehr schüchtern und sehr stotternd darauf, »so muß ich Sie bitten, mir den Abschied zu geben. Wenn Herr Melworth von hier fortgeht, so bin ich entschlossen, mit ihm zu reisen. Ich habe mich mit ihm sehr befreundet, und zudem hat er mir in America eine einträgliche Stelle verschafft. Ich möchte mich doch auch gern ein Bißchen in der Welt umsehen.«

»Herr Espe — das ist Ihr Ernst nicht!«

»Ist mein vollständiger Ernst, Herr Sillsberg.«

»Espenlaub, Sie wollen . . .«

»Ich will.«

»Fort? von mir fort?«

»Nach America.«

»Nun, dann gehen Sie in des Teufels Namen! ich werde auch schon ohne Sie fertig werden.«

Wilibald Espe wandte sich ab und ging, mehr verletzt von dieser Rohheit, als er zu werden sich vorgenommen hatte. »Herr Espe!« rief ihn Sillsberg zurück, als er schon die Schwelle übertreten hatte. Wilibald kam zurück.

»Wie viel meinen Sie denn, daß Sie in America bekommen werden, he? ich will Ihnen dasselbe und ein Dritttheil mehr geben; dann bleiben Sie bei mir!«

»Es ist nicht wegen des Geldes, Herr Sillsberg; meine Freundschaft für Herrn Melworth bestimmt mich, ihn zu begleiten. Nur wenn Sie ihn hier halten wollen — nur wenn ich hier die Ueberzeugung habe, Ihre Tochter durch ihn glücklich zu sehen. . .«

»Gehen Sie, gehen Sie!« sagte hastig Herr Sills-

berg. »Aber ein erzdummer, ein recht von Gott mit Blindheit geschlagener Narr sind Sie, den Trost will ich Ihnen mitgeben auf die Reise!«

»Danke Ihnen für den Trost, Herr Sillsberg; ich will ihn die ersten Tage, wenn ich die Seekrankheit habe, gegen das Heimweh einnehmen, das dann kommen könnte.«

Herr Wilibald Espe begab sich nach diesem Zwiegespräch in das Comptoir und kündigte den Commis an, daß er von nun an aus dem Geschäft scheide, machte die letzte, halb vollendete Rechnung im Hauptbuche fertig und schlug dann den Deckel zu. Unter den jungen Leuten entstand eine vollständige Revolution: einige schüttelten ihm mit Thränen in den Augen die Hand, ein paar versicherten, wenn Herr Espe gehe, würden sie auch keinen Tag mehr da bleiben, und ein großer, mit einem kräftigen Organ ausgestatteter, junger Herr, der es sehr liebte, bei Gelegenheit im Winter-Casino patriotische Toaste auszubringen, schlug sogleich einen Fackelzug vor, den man Herrn Espe am Abende vor seiner Abreise bringen solle, und wozu er sofort eine Subscriptionsliste zu entwerfen begann.

Auffallend war aber Allen, daß Herr Espe bei seinem Entschluß so gar wenig Gemüthsbewegung zeigte und mit so großem Gleichmuth die Heimath zu verlassen sich anschickte, an der er doch sonst so zu hangen geschienen hatte. Er ordnete seine kleinen Angelegenheiten wirklich mit einer Ruhe, Muße und Gemächlichkeit, die bei einem Manne von so weichem Herzen doppelt auffallend war. Den Morgen packte er ein oder machte Abschiedsbesuche, und nach Tisch wandelte er mit Melworth zu den nächsten Burgruinen und den schönsten Stellen der Gegend, wie um auch ihnen seine Abschiedsbesuche zu machen.

Dieß hatte drei Tage gedauert, als eines Abends beim Zuhausekommen Wilibald angekündigt wurde, Herr Sillsberg habe schon vor drei Stunden nach ihm geschickt. Er zögerte nicht, sich zu dem alten Herrn zu verfügen.

»Herr Espe,« sagte dieser, »es ist mir doch sehr schmerzlich, daß Sie gehen; es thut mir wirklich weh, mich von einem langjährigen und lieben Gehilfen in meinem Geschäft trennen zu sollen! in der Seele weh, ich sage es Ihnen!«

Herr Sillsberg blinzelte sehr pfiffig mit den Augen bei diesen Worten. Espe ließ seine Blicke über einen Haufen Briefe, Papiere und Bücher gleiten, welche die hilflosen Commis als eben so viele unerledigte Geschäfte auf den Tisch vor dem noch hilfloseren Herrn Sillsberg aufgeschichtet hatten, und hinter welchen dieser mit einem äußerst melancholischen Gesichte in seinem Lehnstuhl ruhte.

»Es geht meinem Herzen ebenfalls äußerst nahe, das kann ich Ihnen versichern, aber es geht nicht anders!«

»Wir sind Ihnen Alle recht gut, Herr Espe! meine Leute hangen sehr an Ihnen. Sie kennen das ganze Geschäft und Dinge und Verhältnisse, von denen ich selber nichts weiß!«

»Leicht möglich!« versetzte Wilibald.

»Der Mensch ist heute hart wie Stahl,« sagte Sillsberg für sich; »selbst mit der Freundschaft und Liebe ist er nicht mehr zu packen. Der Henker weiß, was in ihn gefahren ist!«

Er schwieg eine Weile.

»Das Wetter läßt sich gut an; ich denke über-

morgen früh aufzubrechen; zuerst will ich nach Basel zu meiner Schwester,« hub Wilibald nach einer Pause wieder an.

»Aber das Geschäft, Herr Espe, das Geschäft!«

»Wird freilich etwas bunt durch einander gehen,« lächelte Wilibald mit großer Seelenruhe.

Der Weinhändler strich mit der flachen Hand über's Gesicht und seufzte tief auf. Dann sagte er: »Muß ich denn wirklich, Herr Espe, he?«

»Ja, Sie müssen, Herr Sillsberg, wenn ich bleiben soll.«

»Dem Mister Yankee, dem —« er vollendete nicht, sondern faltete mit einem kläglichen Gesicht die Hände über dem Magen zusammen. Wilibald nickte.

»Nun, so sey's denn, in dreier Teufel Namen!«

* * *

Mit diesem frommen Segen, den Herr Sillsberg über den Bund seiner Kinder aussprach, wollen wir diese Geschichte beschließen.

Wir wollen nicht das Glück Melworth's und Helenens schildern, noch die stille, resignirte Freudigkeit, die sich seitdem über das ganze Wesen, Thun und Leben des Herrn Wilibald Espe verbreitet hat.

Das junge Paar beabsichtigt, den nächsten Winter in Italien zu verleben, wohin es besonders Herrn Sillsberg drängt, der es müde ist, sich in seinem Rollwagen Abends in's Winter-Casino schieben zu lassen. Herr Espe hat zu seinem großen Vergnügen schon einmal Veranlassung gehabt, seine poetische Ader zu einem Gelegenheitsgedichte benutzen zu können, das ein sehr freudiges Familien-Ereigniß auf eine so sinnige Weise feierte, daß mindestens fünf von den dazu eingeladenen Gästen dem Verfasser die Versicherung gaben, es sey Jammerschade, daß er es nicht drucken lassen wolle.

Nur ein Wort noch über Marc Serrier. Dieses thätige Mitglied der menschlichen Genossenschaft befand sich in der Luft der jenseitigen Hemisphäre bald vortrefflich. Er füllte Anfangs den achtbaren Wirkungskreis eines Schulmeisters in einer Ansiedelung bei den Hinterwäldlern aus. Da es ihm aber bald gelungen war, sich die Schlagwörter der dortigen, sinnigen Locofoco-Politik bis zu einer wirklich wunderbaren Geläufigkeit anzueignen, und auf der anderen Seite sein etwas gar zu spartanisches pädagogisches System hier und da bei den Eltern seiner Bu-

ben auf hartnäckigen Widerspruch stieß, so zog er es nach einiger Zeit vor, in einer größeren Stadt ein Journal zu begründen, welches er »Blätter für Gemüth und Herz und sittliche Bildung« nannte und das sich eines bedeutenden Beifalls erfreute. Nebenbei zeichnete er sich als Redner bei Volksversammlungen aus, und so konnte es ihm nicht fehlen, nach und nach der freilich dort nicht seltenen Art von verdienten Staatsbürgern beigezählt zu werden, welche von den Americanern »einer der ausgezeichnetsten Männer dieses Landes« genannt werden. Damit scheint er jedoch leider den Wechselfällen dieses trügerischen Lebens nichts weniger als für immer entzogen worden zu seyn. Denn nach einem noch unbestätigten Gerücht hat ihm eine glänzende und fulminante Rede, die er im Interesse eines Vereins von Abolitionisten gehalten, in einem sclavenhaltenden Staate den öffentlichen Unwillen in einem solchen Maße zugezogen, daß man, als man ihn einst friedlich seines Weges wandernd erblickte, bis zur Ausübung des Lynchgesetzes gegen ihn geschritten ist.

Grosse Kinder.

I.

Ist Euch wol jemals einer jener Männer der Wissenschaft der Staubfäden und der langen lateinischen Namen, der Salbentöpfe und der Pillenschachteln zum ersten Mal begegnet, ohne daß Ihr auf der Stelle gesagt hättet, dieser da ist ein Mann, welcher die wolthätige Absicht hegt, noch heute für irgend eine leidende Seele ein Pflaster zu streichen, — es ist ein Apotheker? Trägt nicht die ideale Gestalt eines Geheimen Secretairs unverkennbar, wie in leuchtender Hieroglyphenschrift auf seiner Stirn geschrieben: ich bin ein geheimer und großer Hebel im weltbeherrschenden Gesammt-Organismus der Dintenconsumtion? Und wenn Euch Caspar begegnet, ist es möglich, daß Ihr Euch irrt, wenn Ihr sagt: dieser Mensch muß

heißen wie einer der heiligen drei Könige, wahrscheinlich aber weder Melchior noch Balthasar; er muß Caspar heißen. Bei den Frauen ist dieß Errathen noch leichter. Gretchen z. B. hat viel zu runde, rothe Wangen, viel zu fröhlich in die Welt schauende Schelmenaugen, als daß Ihr auf die barocke Idee kommen könntet, sie hieße Constanze oder Thusnelda.

Die Bezüge zwischen dem Namen und der Sache, der Person und ihrem Beruf, dem Stoff und dem belebenden Wesen sind sonderbar; und der Typus, den der Geist der Materie aufzudrücken weiß, das Wappen, das er seinem Eigenthum, die Livree, die er seinem Diener gibt, — tritt uns täglich wie ein Wunder vor Augen.

Es ist ebenso mit dem Raum, den ein Mensch bewohnt; sein Zimmer ist sein zweytes, sein weiteres Kleid. Wie dieses gestaltet, zieht es sich nach der Figur, die es umgibt; mag es Anfangs viel zu weit, viel zu nackt seyn für den gemüthlichen, alten Herrn, den es beschützt, am Ende hat es sich durch allerhand Meubles und Habseligkeiten ausgefüllt und zusammengezogen wie ein Rock, der wattirt worden ist,

und -- dort in jener Ecke, um den Schmollwinkel, hat es sich gar in Falten geworfen; man sieht — dieser Mensch muß gerade in dieses Zimmer gefahren seyn — er könnte kein anderes besitzen; dieses Zimmer aber keinen Anderen.

Wenn Ihr die nähere Bekanntschaft unseres Helden gemacht haben werdet und in die Eigenschaften und Ansichten dieses nicht alltäglichen Characters eingeweiht worden seyd, wird es Euch nicht befremden, daß ich Euch heiße, ihn mit mir aufzusuchen in Räumen und Umgebungen, die vielleicht weit entfernt sind, wie dem seinen, Eurem Geschmacke zuzusagen.

Die Stadt, in der er wohnt, besteht aus zwey Theilen; in dem einen, um den Palast des Landesregenten in neuerer Zeit erstandenen, wohnt der Adel, stehen die Gebäude der Ministerien, die Casernen, das Theater. Die Straßen sind breit und hell, die Trottoirs mit Asphalt gepflastert, die Façaden hoch und öde, ohne characteristische Physiognomie, eine wie die andere, weiß, geradlinig, oft die mehr oder minder ausgezierte Seite eines ungeheuer großen Wohnkastens vielmehr, als das Gesicht eines rechten Hauses, aus dem ganze Geschichten von Familienglück und

Leid, von aufgeblühten und abgewelkten Generationen herausschauen müssen. Viel Livree, viel Caroſſen, im Sommer viel Hitze und Staub, etwas Blumenduft von den Kallah's und Camellien auf den Balconen unter grauleinenen Marquiſen; ein ſtill und beſchaulich ſeiner einſamen Fenſterparade nachgehender Lieutenant — im Ganzen wenig Menſchen.

Wir dürfen unſeren Helden nicht in dieſem Stadttheil ſuchen.

Vertiefen wir uns in die Altſtadt, in die engeren, von Handel und Gewerbe belebten, in die gewundenen, düſteren Gaſſen, wo die gothiſchen Giebel, das kunſtreich ausgeſchnitzte Gebälke, die ſchweren, maſſigen Verhältniſſe den Wohnungen noch einen beſtimmten Typus geben; wo man noch Wetterfahnen ſieht, in den Niſchen noch kernhafte Römergeſtalten mit ihrem Gürtel aus hängenden Riemen oder fette Agrippinen und Metellen mit ihrer bedenklichen Schürzung der Gewande ſtehen, aus grobem Sandſteine gehauen, zum Schmuck einer prächtigen Renaiſſance-Façade. In einem dieſer Gebäude, das mit einem ſich breitmachenden Selbſtgefühle ſeine Nachbarn recht nachdrücklich zuſammengequetſcht hat, führt ein geräumiger und langer, aber

dunkler Gang in eine zwey Stockwerk hohe, tempelweite Küche, in welcher zwey himmellange Fenster mit Wappenmalereien in den Scheiben den besten Willen zeigen, Licht zu verschaffen, wenn nur die Mauer des gequetschten Nachbars nicht rachsüchtig mit ihrem Schatten da wäre. Links von dem Heerde leitet eine Treppe in einer Flucht an die Schwelle einer etwa mannshoch vom Boden sich befindenden Thür.

Sie öffnet sich vor uns; wir stehen in dem Raum, den wir aufsuchen, in dem Zimmer, wohin sich der junge Eigenthümer des großen Hauses, der einzig übriggebliebene Erbe einer alten Patrizierfamilie jener Stadt zurückgezogen hat. Das erste, was deutlich aus einer Menge von Gegenständen, die das weite Gemach anfüllen, uns entgegenkommt, ist die Ueberzeugung, daß ein Mann von Geist und Phantasie hier hauſt. Der Boden ist mit Teppichen bedeckt, schwere, seidene Vorhänge sind heruntergelassen und bringen eine Dämmerung hervor, die der Bewohner lieben muß; denn Sonnenschein ist nicht, der sie nöthig machte. Die Wände sind bunt durcheinander mit Bildern bedeckt, bei deren Auswahl mehr eine

bestimmte Geschmacksrichtung für die Art des dargestellten Gegenstandes, als Rücksicht auf den Werth der Arbeit vorgeherrscht zu haben scheint. Es sind meist Darstellungen mittelalterlicher Scenen oder historischer Ereignisse, alte Holzschnitte mit ausdrucksvollen Köpfen, gemalte Ahnenbilder und daneben lithographische Blätter der neuromantischen Schule. Auf einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers liegen blau und roth broschirte Erzeugnisse der jüngsten Literatur über pergamentnen Handschriften aus der Rathhausbibliothek; und zwischen den Blättern der »Gräfin Faustine« steckt ein alter Dolch mit ciselirtem Griff von florentiner Arbeit als Lesezeichen.

Zwey Gypsabgüsse nach Arbeiten von Canova theilen sich mit alten, geschliffenen Deckelgläsern, mit großen Seemuscheln und einer feinen Schnitzarbeit aus Elfenbein unter Glasrahmen in den Raum, den der Spiegeltisch bietet. Und wenn das Alterthum in großen Aschenkrügen, Urnen und hetruskischen Thonvasen — die einen alten und kunstreich ausgelegten Wandschrank belasten — seinen Tribut zur Ausstaffirung des Zimmers hergegeben hat, so stellte das Mittelalter nicht weniger freigebig rostige Helle-

barden, seltsam geformte Feuergewehre mit Radschlössern und lange Ritterschwerter in die Winkel; ein halbrunder Erker links, dessen Fensterscheiben mit alten und neuen Glasmalereien durcheinander überdeckt sind, wird dagegen von einem gypsernen Apoll von Belvedere bewohnt, der durch die farbigen Gläser den rothglühenden Garten unten und eine blaufarbig schimmernde, alte Kirche, die dahinter liegt, betrachtet und wie verwundert über den seltsam beleuchteten Tempel eines ihm unbekannten Gottes die Rechte erhoben hat.

Und der Besitzer so vieler Meubles und Rococo-Habseligkeiten, als hätten ihm alle Zeiten und Jahrhunderte Andenken geschenkt — der junge Mann, der ausgestreckt auf dem Teppich liegt, den Kopf auf den rechten Arm stützend und mit einem grauen Windspiele tändelnd — ich gebe Euch zu rathen auf, welcher Namen zu diesem wunderlichen Menschen paßt? Er ist groß und schlank, sein Gesicht regelmäßig, wie aus Marmor gehauen, aber auch blaß wie Marmor; sein schönes Auge ist graublau, von braunen Wellungen, die von dem schwarzen Mittelpuncte ausstrahlen, leise, kaum sichtbar durchwässert; die Stirn ist hoch

und stolz, aber der Mund kann nur einem Menschen von viel Sanftmuth und Weiche gehören; dieser Mund sagt es am deutlichsten, daß Ihr mit dem Alltagsnamen hier nicht auskommt; Ihr seyd versucht, ihn Guido oder Anselm zu nennen: — nein, — Ihr kommt nicht darauf, er heißt Benedict.

»Benedict, Du bist krank,« sagte ein älterer Mann zu ihm, sein Freund und seines Zeichens ein Arzt, der in der Ecke eines Sophas ruht und aus seinem Meerschaum leichte Wolken Rauches saugt.

»Ich weiß es ja, dieß verfluchte, weiße Weib bringt mich um,« versetzte Benedict, ohne von dem Hunde aufzusehen, der in diesem Augenblick den rechten Vorderfuß spielend um den Nacken seines Herrn schlägt und mit dem Maule an der Schleife seines Halstuches zerrt.

»Ach, mit Deinen einfältigen Phantastereien! Du bist krank durch Mangel an frischer Luft und frischem Muth; Du bist ein Stubenhocker; Du durchstudirst die »groß' und kleine Welt,« um Dir von allen Ecken und Enden her allerhand Wehe, Kümmernisse, Kreuz und Elend in ein Bündel für Deinen Rücken zusammen zu schnüren, damit Dir ja nie

der nöthige Vorrath ausgeht. Nun, Jeder hat sein Steckenpferd. Aber auf Deinem — eine wahre Schindmähre ist's — reitest Du Dich zu Tod.«

»Was geht's Euch an, Heinrich; verliert Jemand an mir etwas, wenn ich sterbe? Könnt Ihr Leute mich gebrauchen? Kann ich irgend eine Rolle spielen, eine tragische oder eine komische Rolle? Ich passe nicht für die Tragödie, für das Drama nicht, für das Lustspiel nicht, für die Posse nicht, für das Melodrama nicht — und für das Ballet: sag', tauge ich für das Ballet?«

»Liebster Freund, Du spielst eine tragikomische Rolle seit langer Zeit ganz unvergleichlich.« —

Benedict erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Dann sagte er: »meine Rolle paßt aber doch nicht in Eure Stücke, auf Eure Bühne; ich agire mich selber, und Ihr, was Euch der Souffleur einbläst.«

»Wie heißt der?«

»Ja, du lieber Gott, das ist viel gefragt; heute heißt er so, morgen so; heute Mode, Vorurtheil, Sitte, Herkommen; morgen Verstellung, Aberwitz, Eigennutz. —«

»Wenn man Dich so reden hört, sollte man uns Alle — unter Alle versteh' ich das große Heer der Menschen gegenüber der Person des sehr ehrenwerthen Benedict Vollrath — für eine saubere Bande halten!«

»Nicht Alle — aber die Menge, in deren Leben und Treiben Du willst, daß ich mich mische, die Welt, wie man es nennt. Aber nein, Doctor, ich will Euch nicht Unrecht thun; wenn ich unglücklich bin, weil ich mich vereinsamt fühle und ohne Verwandtschaft zu denen, die mir verwandt sein sollten, so will ich nicht durch ein vorschnelles, allgemeines Urtheil die Schuld auf die Menschen schieben; ich kann ja selbst die Schuld haben. Ich finde und fühle, daß überall, wo ich die Mächte, die unsere Zustände regieren, sich spreitzen sehe, eine große Lüge sich in ehrwürdige Gewänder geworfen hat und wie der Fuchs im Meßgewande dasteht, der an der straßburger Kanzel den Gänsen predigt. Aber darf ich darüber mich beklagen, so lange ich selbst die Wahrheit nicht gefunden habe, die an die Stelle treten könnte, und in deren Gewänder sich nicht auch am Ende die Füchse schlichen?

»Daß ich übrigens bei einer düsteren Lebensansicht heiteren Lebensmuth haben soll, das heißt zu viel verlangt. Doch ja, heiter bin ich schon — wenn ich allein mit meinen Büchern und Gedanken bin. Die Stelle, die Archimedes verlangte, um die Welt zu bewegen, ich habe sie gefunden, hier in diesen vier Mauern, nämlich eine Stelle außer der Welt; aber zu bewegen weiß ich sie dennoch nicht — ich weiß nicht einmal die Last, die sich oft auf meine Brust legt, fort zu bewegen, einen wunderbaren Sehnsuchtsschmerz los zu werden, der am Tage an meiner Kraft saugt, um meinen Nächten in die Hand zu arbeiten.« —

»Was soll ich nun mit allem Dem, Benedict?« erwiederte der Arzt; »Du bist nicht zufrieden, wenn Du nicht irgend etwas zu beseufzen hast. Heute ist es ein wunderbarer Sehnsuchtsschmerz, morgen ist es die Quadrupelallianz, die an Deiner Kraft saugt, und übermorgen wird man glauben müssen, Du hättest in den letzten Tagen alle hungrige Fabrikarbeiter England's mit Deinem Herzblute zu nähren. Ich habe lange gegen Deine Launen gesprochen; aber

was kann ich machen? „Les nerfs, voilà tout l'homme!“ Geh in's Seebad.«

Der Doctor erhob ſich und klopfte die Aſche aus ſeinem Meerſchaum; dann nahm er Hut und Stock, knöpfte den Makintoſh zu und ſah eine Weile Benedict theilnehmend in die ungewöhnlich glänzenden Augen.

»Vollrath,« ſagte er dann, »Du biſt ein innerlicher Menſch, und deßhalb hat unſere äußerliche Welt keine Befriedigung für Dich. Das iſt das ganze Räthſel. Ich will Dir jetzt mein letztes Recept verſchreiben; wenn das nicht anſchlägt, bin ich mit meiner Weisheit am Ende. Es muß etwas gefunden werden, was Dich aus Deinen Lucubrationen reißt, was Dich an ſicher umſchriebene Verhältniſſe bindet, was Dir beſtimmte irdiſche Sorgen aufbürdet. Geh und nimm ein Weib! — Gute Nacht.«

Der Doctor gab ihm raſch die Hand und ging.

Benedict verſchränkte die Arme über der Bruſt und ſtand lange ſinnend da.

»Geh und nimm ein Weib!« ſagte er dann; »das iſt leicht gerathen, aber nicht leicht ausgeführt. Ich werde lange ſuchen müſſen, bis ich ein Weib finde;

denn, meiner Treu, die müßte einen seltsamen Geschmack haben! Nun an meinem Suchen soll's nicht liegen! Fangen wir gleich an!«

Benedict nahm seinen Hut und hüllte sich, weil es Abend geworden war, in seinen Mantel; dann ging er, um eine Frau zu suchen.

Eine Viertelstunde nachher saß er in dem hellerleuchteten Salon einer befreundeten Familie der dampfenden Theemaschine gegenüber.

»Fräulein Emma, was verlangen sie von einem Manne,« fragte er eine junge Dame, sie mitten in einer Verhandlung unterbrechend, welche sie über ein Ballkleid mit ihrer Mutter führte, wobei sich etwas von einer dem Fremden gegenüber verhaltenen Heftigkeit verspüren ließ. Die Damen fanden wenigstens ihre gegenseitigen Gründe jedesmal so ungemein komisch und erheiterten sich zusehends mit jedem Worte mehr. Wahrscheinlich würden sie sich aus lauter Lustigkeit über den von der Tochter verfochtenen und von der Mutter für sehr überflüssig erachteten Blondenbesatz am Ende sehr spaßhafte Dinge gesagt haben, wenn nicht Benedict's Frage dazwischen gekommen wäre.

»Was verlangen Sie von einem Manne? ich bin überzeugt, daß Sie schon darüber nachgedacht haben, Fräulein Emma?«

Unter der weißen Stirn der Blondenvertheidigerin hatten allerdings schon solche Nachgedanken gewohnt, und sie versetzte deßhalb ohne Zögern:

»Nun, der muß viel Eigenschaften haben; er muß eben so gut wie gescheut seyn; er muß vortrefflich tanzen können und wunderschön aussehen und dabei reden wie ein Buch; er muß so recht von Herzen gutmüthig seyn, galant, muthig, kräftig, genial, sanft —«

»Ja, so wollt Ihr die Männer,« unterbrach hier der Hausherr seine Tochter; »außer dem Hause wahre Löwen und im Hause Schafe!«

»Und welches Ideal machen Sie sich, mein gnädiges Fräulein,« fragte Benedict die zweyte Tochter deßhalb mit um so größerer Höflichkeit, weil sie Aschenbrödel im Hause war.

»Tüchtigkeit, die ganz ihre Stellung auszufüllen weiß, und viel Liebe ist das Einzige, was ich verlange,« war die Antwort.

Für die Eine hab' ich zu wenig und für die Andere nicht genug, dachte Benedict; mich soll wundern, ob ich irgendwo so glücklich bin, die Antwort zu erhalten: ich verlange von einem Manne, daß er ein rechter Grillenfänger sey.

Du glücklicher Benedict, da könntest Du einschlagen!

Eine Stunde später schritt Benedict, in seinen Mantel gehüllt, durch die leer und öde gewordenen Gassen. Es war ein rauher und regnerischer Märzabend; die Bewohner der Stadt hatten sich nach und nach in ihre Häuser geflüchtet, und als Benedict endlich in die breiten Gassen der Neustadt gerieth, begegnete ihm fast Niemand mehr.

Auf einem freien Platze, der mit Kugelakazien bepflanzt war, ging er lange unter den vom Winde zersausten Wipfeln auf und ab. Am Ende dieses Platzes war eine Brücke, die über einen bedeutenden Fluß führte. Die Gaslichter aus den nächsten Laternen warfen einen gelben Schein auf die Wellen, die unten rasch in die Dunkelheit hinein sich weiter wälzten. Benedict lehnte sich über das Steingelän-

der und blickte in die Tiefe hinab auf das hastige, strebsame Rollen.

»Seltsam, dieses eifrige Drängen, sich in die Dunkelheit zu verlieren!« sagte er; »so ist Alles Hast und Eile, von unserem Blut, das sich wie gepeitscht durch die Adern schnellt, bis zu der Erde selbst, die sich wie in wildester Raserei um die Sonne schleudert, bis zu den Gedanken des Menschen, die immer sich der Gegenwart vorausstürzen. Nirgends Rast. Wohin, wohin nur? — in die Dunkelheit! — O Jahrhundert! Du verdienst die Palme vor allen Deinen Vorgängern; Du hast allein verstanden, über den Grundgedanken der ganzen Schöpfung klar zu werden und den Menschen damit in Harmonie zu setzen; Du hast ihn auf die Eisenbahn gesetzt! — Die Schnelligkeit ist der innerste Nerv der Welt, ist Leben, ist Kraft; die Schnelligkeit ist Gott. Das Jahrhundert hat ihn; es läuft triumphirend mit ihm auf Schienenwegen über Land!« —

Benedict wandte sich, um heim zu gehen; aber kaum hatte er ein Paar hundert Schritte gemacht, als er plötzlich bis auf's Mark zu frieren anfing. Zugleich begann der gelinde Staubregen, den er bis

jetzt kaum wahrgenommen hatte, in ein tüchtiges Schauern überzugehen. Er sah sich nach einem Zufluchtsorte dagegen um; hier und da streckte sich an einem Gebäude ein Balcon vor; aber kaum hatte er sich darunter gestellt, als auch jedesmal der heftige Zugwind ihn weiter trieb, der die weite und schnurgerade Straße durchfuhr und die Lichter in den Laternen flackern machte, daß ihr gelber Wiederschein zitternd und bebend auf dem zum Spiegel gewordenen nassen Trottoir sich bewegte. Endlich sah er eine Caroſſe unter einem von zwey Säulen getragenen Vordache halten. Der Kutscher nickte im Halbschlummer mit dem Kopfe.

»Guter Freund,« sagte Benedict, »erlauben Sie mir, daß ich in dem Wagen dieses Schauern abwarten darf; ich befürchte sonst, hier im Zugwinde krank zu werden.«

Der Kutscher nickte mit dem Kopfe.

Benedict öffnete den Schlag, stieg ein und drückte sich froſtschaudernd in die Ecke des Wagens.

II.

Der Kutscher nickte mit dem Kopfe.

Es ist wahrscheinlich, daß der Kutscher, als er diese bejahende Bewegung machte, nicht ahnte, welcher folgenreiche, für das Schicksal ganzer Generationen entscheidende Moment in diesem Nicken seines Kopfes lag; und dazu in einem schlummertrunkenen Nicken, ohne helles Bewußtseyn der schweren Verantwortlichkeit, welche er damit über sich nahm. Denn wäre der Kutscher wach gewesen, so würde er höchst wahrscheinlich Anstand genommen haben, einen fremden, durchnäßten Menschen in den Wagen seiner Herrschaft steigen zu lassen. So aber nickte er, und das Kopfnicken dieses Bockmonarchen ist für unsere Geschichte, was des olympischen Gottes Brauenzucken für die alte Welt war.

Als Benedict eingestiegen war und die Wagen-

thür hinter sich zugeschlagen hatte, merkte er im nächsten Augenblick, daß ein gemeinsamer Irrthum den Kutscher und die Pferde ergriff; diese, wahrscheinlich längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Stehen und Warten in einer naßkalten Nacht zu den unangenehmeren Situationen im Lebenslaufe eines braunen Holsteiners gehöre, zogen ungeduldig an; der Kutscher fuhr aus seinem Nicken empor, und seine Herrschaft eingestiegen wähnend, übrigens auch ganz in einer sehr zu rechtfertigenden Harmonie mit den Gefühlen seiner Untergebenen, versetzte er ihnen beiden einen schnalzenden Peitschenhieb. Der Wagen flog rasselnd über das Pflaster davon.

Benedict fühlte sich mit einer rasenden Schnelligkeit fortgerissen; die Wagenfenster klirrten, als ob sie zerspringen wollten; bald schleuderte ein Stoß rechts ihn in die linke Ecke, bald einer links in die rechte; eine der Laternen am Bock verlöschte im Zuge; die Pferde mußten in gestreckten Galopp gefallen seyn; in toller Eile ging es weiter, zuerst durch die Straßen der Stadt, dann durch ein dunkles, hallendes Thor, und endlich über eine schlechtgebaute, mit frischen Bruchsteinen beworfene Chaussee in die Finsterniß

hinein, die über dem rabenschwarz verhüllten, flachen Lande lag.

Bei solcher Schnelligkeit aus dem Wagen zu springen, war höchst gefährlich; sich im Wagen dem Kutscher draußen verständlich zu machen, war, da Benedict keinen Schellenzug fand und es ihm nicht glückte, die Schiebfenster im Rücken des eilfertigen Pferdelenkers niederzulassen, unmöglich; alles Rufen, Klopfen, alle Anstrengungen blieben fruchtlos bei diesem ohrbetäubenden, tollen Rennen; und als der Wagen außerhalb der Stadt auf die Landstraße gekommen war, fand Benedict auch keinen Beruf mehr, sich den zweifelsohne höchst lebhaften Aeußerungen der Ueberraschung auszusetzen, welche die Entdeckung, einen Fremden gefahren, die eigene Herrschaft im Stich gelassen und im Platzregen umsonst eine halbe Stunde Weges zurückgelegt zu haben, dem nickenden Olympier äußerst wahrscheinlich abgelockt haben würde. Und da unser Held auf der einen Seite ein Abenteuer vor sich, auf der anderen Seite nichts als einen kothigen Weg in Nacht und Regen hinter sich sah, streckte er sich resignirt auf dem Kissen aus und schloß die Augen mit den Worten:

»Dieser Mensch hat das Jahrhundert begriffen, oder besser, es hat ihn ergriffen und da ist keine Hilfe mehr. In Gottes Namen: er wird einmal aufhören.«

Dieß Aufhören fand denn auch in der That nach einer kleinen Stunde etwa statt. Die rasselnden Räder fingen plötzlich an, geräuschlos über Sand zu laufen, und nach einigen Augenblicken machte ein gellender Pfiff des Kutschers die Pferde stehen. Benedict sprang aus dem Wagen; aber als er den Schlag zugeworfen und kaum das erste Wort der Entwickelungs- und Erkennungsscene, die nun bevorstand, seinem Entführer zugerufen hatte, rasselte dieser abermals davon und verlor sich zwischen einer dunkeln Gruppe von Wirthschaftsgebäuden. Benedict sah sich allein vor einem großen Gebäude stehen, dessen obere Fensterreihen erleuchtet waren. Beim Schein dieser Hellung sah er hinlänglich, daß es ein alterthümlich gebautes Landhaus sey, vor dem er abgesetzt worden, und daß der Raum zwischen zwey rechts und links in rechten Winkeln vorspringenden Flügeln als Blumengarten benutzt wurde. Doch hielten ihn diese Beobachtungen nicht lange auf, er trat

über einige Treppenstufen in das Innere, um sich der Nachtluft zu entziehen; denn in seinen feuchten Kleidern, müde obendrein und keineswegs der Entwicklung des Abenteuers, in welches er fortgerissen war, ganz unbekümmert entgegengehend, da es zu fatalen Erörterungen und Entschuldigungen bei wildfremden Menschen führen mußte, fühlte er sich angegriffen und unwol, wie gewöhnlich, wenn ihn etwas innerlich heftig bewegte.

In dem Corridor, den er zuerst betrat, flackerte eine hängende Lampe in einer Glasglocke und zeigte ihm im Hintergrunde eine nach oben führende Treppe. Mit leichten Schritten huschte etwas vor ihm hinauf; dann ertönte oben eine helle Klingel. Er erstieg die Treppe; im zweyten Stock des Gebäudes lief ein langer Gang an den Fenstern her, und weil er die Person, die vor ihm die Treppe hinaufgelaufen, zu seiner Rechten im Hintergrunde dieses Ganges verschwinden sah, beschloß er, dahin zu folgen. Die Thür, in welche sie, wie er glaubte, eben eingetreten war, öffnend, fand er sich in einem dunkeln Salon, doch ihm gegenüber strahlte ein heller Licht-

schein durch eine offen stehende, aber mit einer rothen Draperie verhangene Flügelthür.

Du bist doch einmal wie ein Dieb in der Nacht hier eingebrochen und mußt nun weiter: mag der Mann, welcher das Jahrhundert begriffen, die Verantwortung tragen! — dachte Benedict, schritt geräuschlos über Teppiche durch den dunkeln Raum, schob die Draperie bei Seite und stand plötzlich in der allerseltsamsten Gruppe, in welche je ein Mensch unvorbereitet gerathen ist.

Benedict stand in einem großen Saal; aber er sah die todte Umgebung nicht, er sah nur die Personen, die neben und vor ihm standen und von einem ganz seltsamen, bläulichen, mattfahlen Lichte beleuchtet ihn anstarrten, wie drohende Gebilde einer schrecklichen und unerträglichen Vision, die plötzlich aus der Erde heraufbeschworen, zu gewaltsam, zu unerwartet die Thore vor dem Reich des Jenseits aufreißt, um nicht für ein unvorbereitetes Gehirn überwältigend zu werden.

Vor ihm stand ein alter Mann mit schneeweißen Locken und Bart, letzterer bis auf den Gürtel nieder-

wallend; er war in schwarzen Sammet mit breiter Zobelpelzverbrämung gekleidet, der Schnitt seiner Tracht durchaus alterthümlich, etwa wie sie Edelmänner in ihrer Hauskleidung gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges tragen mochten. Mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung und des Schreckens wendete sein Gesicht sich nach der Seite des Eintretenden hin, während die beiden Arme erhoben waren, wie man sie beim höchsten Erstaunen zu halten pflegt. Ein anderer alter Mann, in einer ähnlichen, nur weniger reichen Tracht, aber in seinen Zügen dasselbe Erstaunen und dieselbe Furcht zeigend, stand hinter ihm; zur Seite aber eine jüngere Gestalt, ein Mann in rother, ungarischer Tracht, die reich mit goldenen Schnüren besetzt war, eine Pelzmütze mit einer Edelstein-Agraffe und hohem Reiherbusch auf den langen, kastanienbraunen Locken, und mit Säbel, Dolch und Pistolen bewaffnet. Auch er hielt den linken Arm, von demselben Gefühl überwältigt, erhoben, den rechten Arm aber hatte er um ein hohes Frauenbild geschlungen, das, in weißen Gewändern, sich erschrocken an ihn schmiegte und ihr Gesicht an seiner Brust verbarg.

Der Eintretende sah im nächsten Augenblick, daß nicht er dieß haarsträubende Entsetzen wecke; die starren Blicke dieser Gestalten richteten sich auf etwas Anderes, und als er seine Blicke, ihnen folgend, suchen ließ, gewahrte er im Hintergrunde des Raumes, auf der Schwelle einer geöffneten Thür, wie ein Bild im Rahmen stehend, eine große, todesbleiche Frau. Sie war in weiße, faltig niederfließende Gewänder gehüllt, aber mit der Hand den Schleier zurückwerfend, der ihr Haupt bedeckte, zeigte sie starre, von der Hand des Todes im Augenblick des letzten krampfhaften Ringens zwischen Seyn und Nichtseyn fixirte und mit dem Siegel des Schmerzes ausgeprägte Züge. Ihre von dem bläulichen, matten Lichte überflossene Gestalt hatte etwas unendlich Grausiges, sie gehörte dem Grabe an, sie war wie aus Moderduft gewebt; und diese gräßliche, fahle Beleuchtung um sie her, dieser Verwesungs-Schimmer — ja, sie war eine Todte — das geheimniß- und schreckenreiche Jenseits hatte vor Benedict's Augen seine Pforten aufgeworfen, es sandte ihm seine scheußlichste Gestalt — sie schritt auf ihn zu, sie umschwebte ihn, ihr Hauch be-

rührte ihn, seine Pulse stockten, er wollte sie von sich stoßen, die jetzt wie ein Alp sich auf seine Brust warf, aber es schwindelte ihm und im nächsten Augenblick lag er ohnmächtig am Boden.

III.

Acht Tage ſpäter tönte eine rauſchende Tanzmuſik in den Sälen des Landhauſes, welches das Ziel von Benedict's nächtlicher Fahrt geworden. Eine glänzende Verſammlung, meiſt den ariſtocratiſchen Kreiſen der nahen Reſidenz angehörend, füllte die Räume, und der jüngere Theil der Geladenen tanzte in Rococo-Coſtümen und gepudert eine Quadrille; an der Stelle, wo Benedict ohnmächtig geworden durch eine Erſcheinung, die das Grab heraufgeſandt, trippelten jetzt geſtickte Seidenſchuhe mit rothen Abſätzen ihre Pas. Es war ja Carneval.

Als ob die Welt nicht immer Carneval hätte!

»Der Puder iſt wieder Mode geworden! Er iſt

schon einmal wieder Mode gewesen — kurz vor der Julirevolution, bei den Festen der vertriebenen Dynastie. Und jetzt wieder; seltsam! Der Strom der Zeit hat uns zu weit hinabgeführt; er wird immer reißender, immer rascher. Wohin wird er uns bringen? Es ist zu gefährlich, widerstandslos sich ihm hinzugeben; ja, ja, man muß ihn wieder hinaufschwimmen! Hinauf, mit allen Kräften wieder hinauf; an den Ufern, wo der Puder wächst, rasten wir einen Augenblick; mit dem Puder ist viel gewonnen; er ist der sichtbare Duft einer unsichtbaren Blume, der lebensüppigen Sorglosigkeit früherer Jahre; er ist das Symbol der Ansprüche, welche die Jugend auf Alter, auf das Verbundensein mit alten, uralten, mit vorsündflutlichen, weißen Scheiteln macht; er ist der Reif, den wir von unseren Stammbäumen schütteln. Wahrhaftig, dieser Puder ist ein weltgeschichtlicher Gedanke; er ist ein kecker Antagonist der lauten Stimme des Jahrhunderts, die da ruft: es lebe die Jugend, es lebe das Lebendige, Blühende; der Puder ruft: es lebe das Alte, es lebe, was abgelebt, verwelkt, es lebe, was weiße Haare hat!«

»Und wenn der Puder wieder eine Zeit lang Mode

gewesen,« fuhr Benedict fort, der, in einem Cabinet neben dem Tanzsaale sitzend, die obige Standrede hielt, gegen seinen Freund Heinrich gewendet: »dann können wir kühne Schwimmer gegen den Strom noch weiter hinaufschwimmen; wir tanzen dann Quadrillen, worin wir nicht mehr Graf B., Baron L. und Herr v. W. sind, sondern als Christoph der Springer, Friedrich mit der gebissenen Wange, Eberhard der Rauschebart erscheinen. Auch wieder ein Fortschritt —«

»Um Gotteswillen!« unterbrach hier Heinrich seinen Freund, »hör' einmal auf mit dem Unsinn! laß das in den Halleschen Jahrbüchern drucken, aber hier, bitte ich Dich, laß mir den Puder ungeschoren. Ich versichere Dich, er steht ganz allerliebst und es ist eine wahre Philisterei, in die Ihr klugen Leute so oft gerathet, wenn Du, weiß der Himmel was, im Puder nur deßhalb witterst, weil schon Ninon de l'Enclos oder Manon de l'Escaut gefunden, daß er ganz allerliebst stehe. Komm, stell' Dich lieber zu mir in die Thür, um Clotilde tanzen zu sehen; das Mädchen ist zum Entzücken schön; diese Anmuth in allen Bewegungen, dieser stolze Ausdruck des Gesichtes,

diese volle, schlanke Gestalt — eine wahre Königin von einem Weibe!«

Benedict sprang rasch auf — dann, als ob er der unwillkürlichen Bewegung sich schäme, setzte er sich wieder und sagte: »Sie ist schön, aber diese Geschöpfe sind so äußerlich! und Clotilde nun gar: Quadrillen tanzen, Blonden auswählen, Tableaux darstellen, höchst tiefsinnige Erörterungen über das tiefsinnigste aller Werke, die »Nina« oder »Thomas Tyrnau« anstellen und dergleichen für die Aufrechterhaltung der ewigen Weltordnung und des alten Laufes der Dinge höchst ersprießliche Bemühungen mehr, das ist ihr Leben! O Gott, welch eine reiche Welt ist den Frauen mit ihrer Seele gegeben! ein klarer See voll mährchenhafter Wunder! ein Spiegel der Himmelsbläue, ein Auge, das durch die Unendlichkeit schaut! Und muß nun auch diese Clotilde in ihrer Seele nichts als den Spiegel für Putz und Glanz und Aeußerlichkeiten sehen!«

Benedict trat, nachdem er durch diese Betrachtungen eine Art Verwahrung gegen mögliche Mißdeutungen eingelegt, in die Thür neben seinen Freund, um Clotilde tanzen zu sehen.

Der Gegenstand jener Betrachtungen, die königliche Clotilde, welche die Tochter des Hausherrn, des Ministerialraths M. war, blickte in diesem Augenblick nach den beiden Freunden hin und ihrem Tänzer schien es, als ob sie plötzlich noch leichter ihn umschwebe, als ob ihr Fuß sie noch elastischer trage, ihre ganze, schlanke Gestalt sich hebe.

Als sie während der Pause ruhte, sagte ihre Nachbarin:

»Wie der junge Vollrath Dich mit großen Augen anschaut, Clotilde. Es ist ein seltsamer Mensch; man wird nicht recht klug aus ihm; oft spricht er ganz vernünftig und oft so schrecklich pedantisch. Aber hübsch ist er, nicht wahr, Clotilde?«

»Findest Du, Emma?« versetzte Clotilde zerstreut.

Emma, die heute ihre gegen die Mutter siegreich verfochtene Ballparure triumphirend zur Schau trug, fuhr lachend fort: »Denk' Dir, er fragt alle Mädchen: Mein Fräulein, was verlangen Sie von einem Manne? Ich bitte Dich, wie komisch! was würdest Du da antworten?«

»Einfach, daß er ein Mann sey!«

»Er gefällt Dir wol?«

»Liebe Emma, das ist kein Wort für ihn: er ist kein Spielzeug oder neuer Modestoff; er scheint mir geistig bedeutender zu seyn, als alle unsere jungen Herren; — aber er ist so ganz anders, man weiß nicht recht, ob er's ernsthaft meint oder scherzt, wenn er spricht; er genirt, weil man befürchten muß, man scheint ihm fade, wenn man ihm etwas sagt. Ich glaube, er verachtet uns Alle.«

»Nun, weßhalb nicht gar!«

»In der That, er ist ein so durchaus innerlicher Character.«

»Was willst Du damit sagen, Clotilde?«

Das Gespräch wurde hier abgebrochen, denn ein junger Legationssecretär nahte sich, um Fräulein Emma und ihren Blondenbesatz zum Tanzeauf zuziehen.

IV.

Die Frauen sind Detailnaturen. Sie fassen das Ganze nur, indem sie nach und nach der getrennten Stücke sich bemächtigen; sie halten sich an das Besondere — und deßhalb sind sie oft praktischer als wir. Den weiblichen Character bilden viele complicirte Regungen und Gefühle, die nach einer gewissen Seite hin gravitiren; den unsrigen ein hervortretendes Gefühl, eine vorspringende Idee, unter deren Herrschaft die übrigen gebracht sind.

Clotilde war fünf und zwanzig Jahre alt geworden und damit ihrer in lauter Detail zerschnittenen Existenz, ihres vom Einzelnen auf's Einzelne hüpfenden, kreisförmigen Lebenslaufes, der stets um dieselben Dinge sich drehte und nicht geistig und menschlich

weiter brachte, zuweilen recht herzlich müde. Sie wußte nun freilich nicht, wie sie etwas Ganzes und Großes erfassen solle, noch hatte sie es je in Anderen wahrgenommen, in welchen es die Seele über der Unersprießlichkeit der Masse von Besonderheiten emporgehoben hätte; aber darum nicht weniger fühlte sie die Sehnsucht darnach, eine unverstandene Sehnsucht nach einem Etwas, welches bald diese, bald jene Form vor ihren Augen annahm. Es waren nebelhaft verschwimmende Bilder, bald heiter, bald tragisch, und mit raschen Uebergängen und wunderbarer Leichtigkeit aus dem einen in's andere sich umgestaltend, je nachdem die äußeren Anstöße kamen. Bald war es ein glückbringendes Wirken als Hausfrau im befriedeten, harmonischen Kreise, bald die Mutterforge mit all ihrer Angst und mit ihrer Fülle von Glück, bald das Bild einer weitgreifenden Wirksamkeit durch die Gaben des Geistes und die Gewalt des Worts, welche der Schriftstellerin sich eröffnet; bald, in den Stunden der Wehmuth, ein wahrhaft heroisches Verlangen durch eine großartige Handlung der Entsagung sich für immer ein erhebendes, stolzes Bewußtseyn zu erkaufen. Die blasse

Poesie mit den Siechthum-verklärten Augen, welche weibliche Duldungsfähigkeit sich aus dem Gedanken der Entsagung zu weben versteht, war es nicht, die sich in solchen Stunden ihrer bemächtigte; nein, es war der Drang nach einer starken That, welche sich über der einförmigen Fläche ihres Lebens als eine Säule aufrichten sollte, an die sie sich lehnen und stützen, über welche sie das ganze Gewebe ihres übrigen Daseyns werfen könne, um sich so ein Gezelt zu bauen, unter dem sie, von der schalen Alltäglichkeit getrennt, mit stolzer Selbstzufriedenheit und in Frieden ihre Tage abspinne. Und welche andere starke That ist den Frauen möglich geblieben, als eine That der Entsagung? —

Aber wir müssen gestehen, Clotilde dachte nicht immer so ernsthafte Gedanken; sie wußte sich in anderen Augenblicken mit der ganzen Selbstvergessenheit eines jungen und an Erfolge gewöhnten Mädchens dem Vergnügen hinzugeben, welches überall den Frauen da erblüht, wo sie fühlen, daß sie gefallen. Und Clotilde mußte freilich viel gefallen: mochte sie ihre anmuthige, und wie von Künstlerhand in stolz geschweiften Linien gezeichnete Gestalt

in die Gruppen eines Tableau's mischen, oder mochte sie sie im Rhythmus des Tanzes schaukeln, ein verkörpertes, klangreiches Gedicht voll Lieblichkeit und Pathos — Clotilde war immer der Bewunderung gewiß, sie war immer die Königin. Und oft wieder, in den Stunden der Ermüdung und Abgespanntheit, wie ihrer so viele sind beim Leben in der großen Welt, fühlte sie nur einen unbestimmten, wehmüthigen Sehnsuchtsdrang, ohne Lust zu der Anstrengung, welche es gekostet hätte, diesem Sehnsuchtsdrang mit sinnenden Gedanken nachzufolgen, bis er sie zu irgend einem bestimmten, erfaßlichen Ziele, zu irgend einem ausgesprochenen Wunsche geführt hätte. Sie klagte in solcher Stimmung viel, daß sie nicht verstanden werde. — Die gewöhnliche Klage der Charactere, die, um etwas über die mattselige Alltäglichkeit emporgehoben, nun sich selbst nicht recht mehr verstehen; wenn sie nicht von solchen kommt, die sich zu hoch anschlagen und die mindere Schätzung von Seiten Anderer ein Mißverständniß nennen.

Als ob nicht ein reicher Geist mit seiner innerlichen Unendlichkeit so gut ein unverstanden wandelnder Stern bleiben müßte, wie jeder am Himmels-

zelt! Der Geist, der ganz verstanden wird, ist ein armer Geist! —

Clotilde war erzogen worden wie die meisten jungen Damen, das heißt, höchst unzulänglich. Aber sie besaß einen großen Durst, sich zu unterrichten. Benedict war ihr deßhalb eine anziehende Erscheinung; man sah ihm an, daß er viel wußte. Doch war es nicht leicht, von ihm zu lernen, oder nur etwas zu erfragen: er schweifte ab, er ergriff lieber die Gelegenheit, sich auszusprechen, als auf den Gedankengang des Anderen einzugehen. Es war der ganze Egoismus des Denkers in ihm. Clotilde hatte bis jetzt durch ihn noch nichts gelernt, nur hie und da die Erklärung einer Sache, die sie längst kannte und wobei sie wie alle Frauen, denen man etwas erklärt, das sie zufällig schon wissen, gewaltig böse wurde. Am liebsten hätte sie von ihm das Geheimniß seines eigenen Characters gelernt, denn er hatte ein Geheimnißvolles, ein ganz Besonderes für sie; und sie fühlte ein seltsam heftiges Verlangen, in das innere Leben dieses Characters zu schauen, das Räderwerk dieser eigenthümlichen Organisation sich mit dem Finger weiblicher Neugierde auseinander zu

legen. Sie fühlte sich anders werden in seiner Gegenwart, als sie früher je gewesen, — es kam ein Anflug von leiser Coquetterie und zugleich von Mißvergnügen mit sich selbst, über sie; und in demselben Augenblick, wo sie fühlte, daß ein muthwilliger Scherz sie in Männeraugen reizend und allerliebst machen mußte, gerieth sie oft in eine Verlegenheit, welche sie mit einem scheuen, bittenden Ausdruck von Taubenhaftigkeit in ihren blauen Augen seitwärts auf Benedict's Züge blicken ließ.

Der Legationssecretär führte Emma an ihren Platz zurück und machte jene moderne, sonderbare Verbeugung, wobei ein Mann den Kopf auf die Brust fallen, die Arme schlaff herabhängen und die Augen zu Boden sinken läßt, als ob die Demuth eines Capuziners in ihn gefahren. Dann setzte er sich neben sie, und zu ihrem Schrecken nahm Clotilde wahr, daß sie über Benedict sprachen. Es machte ihr ein höchst unbehagliches Gefühl, daß diese beiden Menschen über ihn redeten. Keinen Falls konnte sie es über sich gewinnen, diesem Gespräche ruhig seinen eigenen Verlauf zu lassen und nicht berichtigend hie und da das Wort zu nehmen.

»Aber Emma, das ist ja gar nicht wahr!« sagte sie, ihre Freundin unterbrechend; »es war allein ein Irrthum unseres tauben Kutschers, der geglaubt hat, mein Vater — er ist an jenem Abend noch sehr spät beim Minister gewesen, weil wichtige Depeschen angekommen waren — sei endlich nach langem Warten eingestiegen. Mein Vater ist Anfangs wol verdrießlich und über das Schicksal seiner Equipage besorgt gewesen; als er aber gesehen, daß dieser Zufall den Sohn eines Universitätsfreundes ihm in's Haus gebracht hat, war er bald versöhnt.«

»Aber ohnmächtig ist er doch geworden, liebe Clotilde!«

»Nun ja, das ist auch wol möglich, Herr von M.,« versetzte Clotilde, sich zu dem Diplomaten wendend, »wenn man wie durch Zauberei, ohne zu wissen wohin, davon geführt wird und sich plötzlich aus der stockfinsteren Nacht in eine gespenstische Beleuchtung dem Zerrbilde eines wieder gehenden Grabbewohners gegenüber sieht. Sie wissen, wir hatten an dem Abend eine kleine Gesellschaft, und dafür die Darstellung von lebenden Bildern arrangirt.«

»Ich hörte davon,« antwortete der Legationssecre-

tär; »Sie hatten eine Scene aus der Ahnfrau gewählt.«

»Ja wol,« fuhr Clotilde fort: »dort standen wir, links Graf Alberg als Jaromir und ich als Bertha neben ihm, — rechts mein Oheim und Herr von Saint Erlong als Graf Barotin und als Burgvoigt. Jene Thür, die rechts in den Vorsaal führt, war mit einer Draperie verhängt; aus der Thür zur Linken, dem Cabinet da, trat die Ahnfrau hervor. Ein großer, mit Gaze überspannter Rahmen trennte uns von den Zuschauern. Nun hob sich just in demselben Augenblick, in welchem die Ahnfrau in das Bild trat und wir mit der Pantomime des höchsten Schreckens uns zu ihr wandten, die Draperie rechts und der Fremde trat herein.«

»Und spielte den Erschrockenen so natürlich mit, daß er am Ende in allem Ernst ohnmächtig am Boden lag!« sagte lächelnd Herr von M.

»Nun ja, der Anblick mußte um so überraschender auf ihn wirken, als meine Mutter, welche die Ahnfrau machte, in der That so schreckenerregend und grausenhaft aussah, daß auch ich, obwol vor-

bereitet und eingeweiht, mich ernsthaft fürchtete; und um so mehr mußte dieß ein Fremder, der zudem wegen seiner Stellung nicht gleich wahrnehmen konnte, daß noch andere Leute außer der eben so sonderbar gekleideten als beleuchteten Gruppe und der gräulichen Erscheinung da waren.

»Es gehören doch schwache Nerven dazu,« warf der Diplomat ein, mit einem Tone, der Clotilde etwas ärgerlich und doch zögernd antworten ließ:

»Nun ja, vielleicht. So viel ist gewiß, daß der Arzt, den Herr Vollrath verlangte und der ihm zur Ader ließ, uns Allen verboten hat, nach dem eigentlichen Grunde zu fragen, weßhalb jene Erscheinung so erschütternd auf ihn wirkte.«

»Das sieht ja aus, als ob ein Geheimniß dahinter steckte,« sagte Emma; »was mag das seyn? Da muß ich noch heute an dem Arzt eine Eroberung machen, um ihn auszuforschen!«

»Ich mag die Tableaux jetzt gar nicht mehr,« fuhr Clotilde fort: »sie sind mir immer unbehaglich gewesen; das Bild ahmt das Leben nach und

wir ahmen nun wieder das Bild nach! Was soll denn nur eigentlich dieß Darstellen einer durch irgend einen Zauber plötzlich erstarrten Gruppe? Wenn man noch dabei sich vorstellen könnte, woher dieser Zauber kommt, was ihn bewirkt hat, wenn er noch der Phantasie eine Perspective eröffnete oder auf einen mystischen, der Einbildungskraft Spielraum gewährenden Hintergrund deutete! Aber nichts von Dem, ein Zauber hält diese Gestalten fest, ohne daß irgend Jemand sich einzubilden vermag, was die festbannende Formel seyn kann und wer sie ausgesprochen? Weßhalb stellt man das Erkaltete, Starre, das Todte überhaupt nur dar, und dazu noch in die Farben des Lebens gekleidet, um es noch unheimlicher zu machen? — statt die Leistung der Malerei durch Bewegung, durch Vervielfachung der Momente (da sie ja nur einen festhalten kann) und dann auch durch die Wahrheit der Lebenswärme zu vervollkommnen und zu erhöhen?«

»Aber, mein Fräulein, Sie sind undankbar,« versetzte der Legationssecretär: »Sie gerade machen in Tableaux eine so unvergleichlich imposante Fi-

gur!« Clotilde hatte diese Antwort auf ihre Fragen nicht gewollt; sie stand auf, um mit einer ältlichen Dame ihr gegenüber ein Gespräch anzuknüpfen.

V.

Der Miniſterialrath M. hatte Benedict eingeladen, oft das Landhaus zu beſuchen, welches, ungefähr anderthalb Stunden von der Reſidenz entfernt, ihm und ſeiner Familie von den erſten Lenzmonaten bis tief in den Herbſt hinein zum Aufenthalt diente. Clotilde liebte das Freie, die friſche Luft, das Land; und der Miniſterialrath liebte nur ſie, ſeine einzige Tochter, er gab deßhalb gern ihren Wünſchen nach. Benedict, der ſonſt nicht leicht aus dem Kreiſe ſeiner Beſchaulichkeit geriſſen wurde, gab dafür wieder gern dem Wunſche des Miniſterialraths nach, und ſo kam es, daß er viele Tage in Dolenſtein — ſo hieß das Landhaus — zubrachte, und wenn ihn zu früh der Abend überraſcht hatte, manche Nacht dazu. Auch

Heinrich begleitete seinen Freund oft hinaus, obwol für kürzere Zeit; wenn der Ministerialrath dann nicht gerade in der Stadt in seinen Büreau's beschäftigt war, sah man ihn dann oft mit dem Arzt, wie in geheimer Unterredung, sich entfernen und Benedict und Clotilde allein lassen.

Es war ein schöner Mai-Abend. In den Gartenanlagen, welche einen weiten Flächenraum hinter dem Gute Dolenstein bedeckten, dufteten nach einem frisch gefallenen, warmen Regen das junge Grün, die Maiglocken, der Flieder. Es war etwas Warmes, Wonniges in der Luft; das junge Buchenlaub, die aus der Knospenhülle noch zart gefältelt hervorbrechenden ersten Blätter der Birke, die Rasenstrecken so hell, so zart und lieblich gefärbt, der Himmel so klar und weich in seiner Bläue. In einem der entlegeneren Theile der Anlagen befand sich ein kleiner Weiher; die Erde, welche man ausgegraben, um ihn anzulegen, bildete einen Hügel, besetzt mit Weihmuthskiefern und mit Lerchentannen, die jetzt ihre gelbgrünen, jungen Nadeln in dichten Büscheln, wie kleine Reiherbüsche, und schöne, hellrothe Ansätze zu den Saamencapseln trieben. Von der Anhöhe übersah

man ein großes Stück Rasengrundes, einen reinen, klaren Teppich, auf den von der rechten und linken Seite her der Fuß der wie Coulissen vorgeschobenen Gebüschpartien trat, die schon zart angedeutet die verschiedenen Nüancirungen des Baumschlags zeigten, welche der Herbst so prachtvoll entwickeln sollte. Ueber dem Gebüsch in einiger Enfernung sah man die weißen Essen des Landhauses ragen. Eine Schaar von Staaren hüpfte schreiend auf dem Rasen umher, über dem Weiher wirbelten unzählige Mücken in still summendem Tanze, der Schilf im Wasser zitterte, wenn sich eine Phaläne, deren Puppe daran befestigt gewesen, losrang aus der Hülle und nun fröhlich aufflatterte; es lag eine stille Feier in der Natur, zu welcher die einfache und gutgemeinte Choralmelodie der Frösche aus allen Teichen in der Gegend zusammenklang.

Auf einer Gartenbank unter den Bäumen, die den Hügel bedeckten, hatte sich Benedict ausgestreckt und horchte dem kurzen Grunzen des Igels, der schleichend im dürren Laube raschelte; sah dem Käfer zu, der sich durch den Sand wühlte, oder folgte mit dem Auge dem Fluge einer Schwalbe, deren Schatten

so eben wie ein schwarzer Fleck über den Spiegel des Teiches geschossen war.

Von den vielen Dingen, die sein Leben lang beunruhigend und quälend durch seine träumerische Natur gezogen waren, auf die sich das große und ungestillte Liebesbedürfniß seiner Seele, der Grund alles seines Harmes, geworfen, hatte Benedict noch keines so innerlich tief ergriffen, wie das, worüber er jetzt brütete, und das nichts Geringeres war, als die Aeußerlichkeit der Frauen-Charactere — oder vielmehr des Frauencharacters; denn für seine Gedanken gab es in der letzten Zeit nur noch einen Frauencharacter, nämlich den Clotildens. Nicht als ob er an und für sich diese Aeußerlichkeit verwünschte: nein, er sehnte sich eigentlich darnach, sein Wesen durch eine gesunde, frische und verständige Auffassung der äußeren Dinge zu ergänzen, eine Heilung für seinen zu sehr nach innen gewandten Sinn daran zu finden. Deßhalb liebte er, noch halb unbewußt, Clotilden; er sah in ihr diese ersehnte Ergänzung. Aber er stand jetzt vor dem gesunden, nach außen gewendeten Sinn wie ein muthlos Verzagender, in der Ueberzeugung, daß eine Natur wie die seine mit all ihrer für

Charactere ohne tiefes, inneres Leben nie begreiflichen Gränzenlosigkeit, mit dem Vagabundenartigen ihrer bald hier, bald dort, bald auf den höchsten Bergen, bald in den tiefsten Gründen schwärmenden Gedanken, nie Liebe finden könne bei den anders organisirten, lebenstüchtigeren Characteren, welche ihn umgaben. Er fürchtete, daß Clotilde im Innern seiner spotte, daß sie ihn unmännlich, ja lächerlich finde — schon wegen seiner Ohnmacht bei einem Spiel mit phantastischen Bildern, die unmöglich geeignet, einem Manne von Muth und Entschlossenheit Furcht einzujagen: um sich zu rächen an dieser Clotilde, wie er sie sich dachte, nannte er sie äußerlich — bemitleidete er ihr ganzes Geschlecht wegen seines Ausgeschlossenseyns von dem Reiche des wahren Lebens, von dem Reiche der Gedanken, und sann mit philantropischer Bekümmerniß über die Mittel und Wege nach, die Frauen nicht für das Leben, sondern für das Denken zu emancipiren.

Clotilde ihrerseits hatte seit einiger Zeit an einem anderen Harme zu zehren. — Sie sehnte sich nach einer Theilnahme an ihrem aufblühenden, inneren Leben, nach einem Verständniß der Psyche, die, lange

von dem Lärm des Alltagstreibens eingelullt und in Schlummer gehalten, zu erwachen und ihres Daseyns inne zu werden begann; die in ihr die zarten und schwachen Schwingen regte, aber für ihre Jugendlichkeit des Rathers, des Beistandes, der Pflege und des Schutzes bedurfte, um groß und schön sich entwickeln zu können. Dieß Bedürfniß war zur höchsten Lebhaftigkeit gestiegen, als so plötzlich, wie vom Mond gefallen, ein fremder, junger Mann in ihren Lebenskreis trat, dessen Denkrichtung und ganze Erscheinung den Reiz des Fremdartigen und Originellen hatte, aus dessen Augen Liebesfähigkeit und der Zutrauen erweckende Ernst sprachen, den die Frauen vor Allem zuerst fordern, da der Ernst ihnen Größe des Characters, und die Charactergröße Größe der Leidenschaft verheißt. Clotilde sah in Benedict, was sie vergeblich gesucht hatte, den Pfleger, den Beistand für ihre wachsthumdurstige Psyche.

Aber — war dieser Mensch eine monumentale Gestalt, welche durch ihr Daseyn und ihre Form von einer Geschichte spricht, in der sie einst eine Rolle spielte, zu deren Erzählung sie aber nie den Mund öffnen wird? Es war für sie wie eine Schranke um

ihn gezogen, ein Gitter, das eine abwehrende Schildwache, der Humor Benedict's, bewachte; er war wie ein seltener Baum, um den man zur Abwehr Dornen flicht; Benedict hatte Dornen für Clotilde, die sie nicht bis zu ihm dringen ließen.

Sie glaubte aus seinem Wesen schließen zu können, er achte sie gering, er verspotte sie, als ob sie mit Geist coquettire, wenn sie doch nur die aufrichtigsten Fragen, die aus einem Bedürfnisse ihrer Seele hervorgingen, an ihn richtete.

Er liebte, ihr mit dem Humor zu antworten, den die Frauen so langweilig finden — und der bei ihm doch Nichts war, als die Furcht, sie werde seinen Ernst zu langweilig, zu abstract, zu innerlich, zu grillenhaft finden. Oder fürchtete er, daß ihm nach seiner Ohnmacht nie mehr gelingen werde, vor Clotilden's Augen eine ernsthafte und Achtung einflößende Figur zu spielen, und versuchte er's deßhalb mit der amüsanten, mit der geistreichen? Jedenfalls glaubte Clotilde wahrzunehmen, daß er geflissentlich kein gegenseitiges Nähertreten, keine gegenseitige Theilnahme wolle und durch Scherz abwehre. Sie verwünschte nun die Erziehung der Frauen, die Stellung derselben

zur Gesellschaft und zur Welt, welche sie ewig für große Kinder halte, und zum ersten Mal in ihrem Leben fiel ihr die Verkehrtheit in ihrer ganzen Größe auf's Herz, daß man die Frauen nicht zu Geistes- und Gedankengenossinnen des Mannes erziehe. Und da sie durch Benedict's Kälte natürlich verletzt wurde, verwünschte sie die geistig-bedeutenden Männer sammt und sonders, weil sie, so stolz auf ihre Vorzüge, sich nicht einmal zu den Frauen herunterließen, die doch nicht durch ihre eigene Schuld, sondern durch den hauptsächlich von den Männern gemachten Weltlauf so äußerlich geworden und geblieben.

Clotilde wandelte in den Anlagen umher und Benedict sah sie einen gewundenen Pfad, der zu seinem Hügel führte, heranschreiten. Sie hatte die Augen auf den Boden gerichtet; als eine Schaar Staare vor ihr aufflog, sah sie empor und gewahrte Benedict. Sie wollte im ersten Augenblick umkehren — aber nein, es wäre auffallend, es wäre albern gewesen; sie schritt weiter. Sie fühlte ihren Gang etwas schwankend werden; wie um ihn zu festigen, warf sie stolz den Oberkörper zurück und legte die Arme über den Gürtel leicht auf einander; doch

schienen die Gesträuche und Gräser, die an ihrem Wege standen, bald rechts, bald links, eine ganz besondere Aufmerksamkeit von ihr zu verlangen; denn sie blickte abwechselnd dahin, als ob sie in diesem Augenblick von Nichts in der Welt angelegentlicher in Anspruch genommen werde, als von Blättern und Gräsern. Sie trug ein weißes Kleid und zum Schutze gegen die Abendkühle eine Kasawaika von violetter Seide mit schwarzem Sammtbesatz darüber; ihr glatt gescheiteltes Haar war hinten in einer so langen und dichten Flechte aufgewunden, daß es schien, sie müsse, wenn sie den Kopf zurückwerfe, mit dem schwer herabhängenden Reichthum ihres braunen Haares den Nacken berühren können. Benedict hatte sie nie so schön gesehen; ihre regelmäßigen Züge hatten trotzdem, daß sie mit geraden, ausdrucksvollen Linien wie von einer festen Hand gezeichnet schienen — von einem Künstler, der in classischer Einfachheit die höchste Schönheit gesucht — etwas Weiches, Kindliches, einen romantischen Reiz, und da sie etwas mehr als gewöhnlich geröthet waren und die Augen glänzender strahlten, so leuchtete aus ihnen eine gehaltene und süße Schwärmerei, die so ganz mit dem duftigen

Frühlings-Abend in Harmonie stand, welcher sie geweckt haben mochte.

Als sie näher kam, brach sie eine Fliederdolde und zerrupfte die Blüthen. Benedict stand auf und ging ihr entgegen.

»Seit wann botanisiren denn die Blumen, Fräulein Clotilde?«

»Sie sind fade, Benedict — oder boshaft« — versetzte sie, etwas gereizt und forschend ihn anblickend, ob er vielleicht über ihr verlegenes zur-Seitesehen nach den Gräsern scherze.

»Boshaft? weßhalb? nein — aber fade, das ist eher möglich. Doch weßhalb, Clotilde, soll ich Sie nicht eine Blume nennen? Die Frauen sind alle Blumen, oder Pflanzen mindestens, die einmal hätten blühen können, vielleicht noch werden.«

»Ich weiß es, Ihr betrachtet uns Alle als Blumen, als Geschöpfe, deren Verdienst in Euren Augen nur die Blüthe, das Farbige ist.«

»Goethe sagt: Am farbigen Abglanz haben wir das Leben,« versetzte Benedict. »Aber der farbige Abglanz hat kein Leben, keinen Werth für sich.«

»Er verräth es, er kündigt es an.«

»Bei der Blume nicht; es ist keines da. Wir sind keine Blumen, Benedict; wer uns so nennt, beleidigt uns, entwürdigt uns!

»Nun wahrhaftig,« versetzte Benedict lächelnd, »können Sie leugnen, daß Sie gerade jetzt eine Sensitive sind?«

Sie setzte sich auf die Bank, welche Benedict vorher eingenommen hatte, während er, seinen Arm um den Ast einer Lerchentanne schlingend, vor ihr stehen blieb.

»Ihr müßt das letzte Wort behalten, freilich,« fuhr sie scherzend fort, »und ich muß mich gefangen geben. Also ich bin eine Blume: aber welche Farbe habe ich und wann blühe ich, im Lenz, im Sommer, oder im Herbst?«

»Im Winter!«

»Das heißt, ich bin eine Treibhauspflanze, und ich wette, Sie sind im Begriffe hinzuzusetzen, meine Farbe sei die der Mode! Es ist ein schmeichelhaftes Bild, das Sie sich von mir machen! — Sagen Sie, wodurch habe ich Ihnen Veranlassung gegeben zu

einer so schlechten Meinung?« setzte sie mit einem Tone der Stimme hinzu, der Benedict bis in's innerste Herz drang; er sah, daß ihre Augen feucht geworden waren.

»Habe ich Sie beleidigt, Clotilde? O Gott, ich kann es mir denken! Es ist nicht das erste Mal, daß ich da beleidige, wo ich es am wenigsten möchte. Sagen Sie mir, wie kann ich es abbüßen?«

»Sie haben mich seit lange beleidigt, ja, fast so oft ich mit Ihnen gesprochen habe; mich und mein Geschlecht; Sie schätzen uns gering, und da liegt Ihr Unrecht. Mich mögen Sie immerhin ganz so schätzen, wie ich Ihnen *scheine*; — aber bei anderen Frauen dürfen, sollen Sie nicht nach dem Schein-urtheilen! — Wie Sie es abbüßen können? durch Reue: und diese Reue sollen Sie zeigen, indem Sie ein weibliches Wesen — wozu ich unmaßgeblich mich selber vorschlage — Ihres Vertrauens würdigen. Sie fühlen sich unglücklich, es zehrt ein Kummer an Ihnen, Sie leiden geistig und körperlich, Sie sind krank! Ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie nicht so verschlossen an Denen vorüber, deren Theilnahme Ihnen aus aufrichtigem Herzen entgegen-

kommt. Glauben Sie mir, es steht Ihnen schlecht, dieß Verschlossenseyn, das die Männer für einen Ihrer würdigen Stolz halten und das doch nichts als ein falscher Stolz und Eigensinn ist.«

»Es freut mich, Clotilde, daß Sie mich unrecht beurtheilen.«

»Ich möchte weinen aus Aerger!« sagte Clotilde, »immer diese Paradoxen, diese Scherze, und nie ein Wort, das zeigt, Sie halten mich für etwas anderes, als ein Kind. Sie sagten vorhin, es sey möglich, daß Sie fade gewesen. Weßhalb nur sind Sie fade uns gegenüber? schämen Sie sich!«

Sie stand auf und schien gereizt sich entfernen zu wollen. Benedict ergriff ihren Arm, zog sie auf die Bank zurück und setzte sich an die andere Seite derselben.

»Es freut mich, daß Sie mir ein Unrecht thun, weil ich eben eingesehen, daß ich Ihnen ein weit größeres gethan; und indem wir nun gegeneinander aufrechnen können, hoffe ich für den Ueberschuß an Unrecht, der auf meiner Seite ist, eher Ihre Verzeihung. Ich bin nicht von Natur verschlossen; aber ich schweige, weil ich eher Verspottung als Ver-

ständniß von meiner Umgebung hoffe. Ihrer Theilnahme, die mich beglückt, will ich gern Alles vertrauen, was ich zu vertrauen habe. Es ist nicht viel und bald gesagt; aber es ist von Anderen, in denen sich die Welt anders spiegelt als in mir, nicht zu begreifen, und ich bin überzeugt, auch Sie werden die Theilnahme, deren Sie mich jetzt versichern, nicht recht mehr fühlen; Sie werden mich für ein Kind halten, für krank an einem Leiden, das mich nichts angeht: denn mein Leiden ist das der Welt, und wer vernünftig ist, hat mit der Welt nichts gemeinsam. Ja, ich leide mit der Welt; ich fühle die Wunden mit, welche sie selber in ihrer Thorheit sich schneidet, oder welche eine finstere Macht, die mir über allem Leben zu herrschen scheint, ihr versetzt. Sie müssen eingestehen, daß man auf diese Weise viel zu leiden haben kann!«

»Gewiß, recht viel,« versetzte Clotilde, »aber ich fühle deßhalb noch nicht, wie tief. So tief, um dadurch die eigene Existenz verkümmern zu lassen? Ich verehre diese Fähigkeit des männlichen Herzens, so tief für das Allgemeine, für die Menschheit zu

fühlen. Aber sie ist mir darum nicht minder ein Räthsel; ich bin zu egoistisch, um für etwas Anderes leiden zu können, als für Das, was ich liebe. — Die Welt! wie ist das abstract! Auch Sie sind mir noch zu abstract, Benedict: ich will einen besonderen Gram wissen, der Sie drückt, der Sie so blaß, so menschenscheu macht. Vertrauen Sie mir an, weßhalb z. B. an jenem Abend, als Sie zuerst zu uns kamen, die Gestalt der Ahnfrau einen so erschütternden Eindruck auf Sie hervorbrachte? Ich weiß, daß Ihrem auffallenden Ergriffenseyn, Ihrem Krankwerden in Folge jenes Anblicks etwas Anderes zum Grunde liegt, als die bloße Ueberraschung. Ja, ich weiß es, läugnen Sie nicht. O, sagen Sie mir, was lag für Sie in jener Scene, das so schrecklich auf Sie wirken konnte?«

Clotilden's Worte rollten einen Stein von Benedict's Herzen; sie berührte einen Punct, den er immer scheu im Gespräche mit ihr vermieden und doch so gern erwähnt hätte, um sich rechtfertigen zu können. Er antwortete:

»Es war freilich nicht blos die Wirkung der Ueber-

raschung, welche mich — ich befürchte sagen zu müssen — eine lächerliche, wenigstens unmännliche Rolle in Ihrer Darstellung übernehmen ließ. Um Ihnen die Erklärung geben zu können, die Sie von mir heischen, muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, welche ich noch Niemandem als meinem Arzt anvertraut habe, aber Ihnen zu verschweigen keinen Grund mehr finde. Es ist eine Geschichte, die man an einer solchen Stelle, wie diese ist, am besten anhören kann, wenn die Schatten, die sie heraufruft, sich mit den Schatten der Aeste und der Gesträuche, welche der herandämmernde Mondschein webt, vermischen, wenn man ihre klagenden Stimmen in dem Nachtwind zu hören sich einbilden kann, der durch die Nadeln der Kiefern über uns zu rieseln und zu schneiden beginnt. In der Ahnfrau Ihres Tableau's glaubte ich wahr und wirklich ein Schreckensbild meiner Nächte, eine Art Vampyr, dessen Opfer ich bin, und der an meinem Leben zehrt, vor mich hingetreten. Es ist eine Qual, der ich seit mehren Jahren unterworfen bin und die ich Ihnen nicht beschreiben kann, — die nur mit meinem Leben endigen wird — was freilich

bald sein mag! Mein Freund, der Arzt, nennt es einen Alp: aber welches Gewicht hat für mein lebendigstes Gefühl, für das Zeugniß meiner Sinne ein Name, ein beruhigendes Wort der Pathologie! Nein, es ist nicht eine in mir wohnende Krankheit, es ist eine äußere, feindselige Macht, die fast Nacht um Nacht aus dem Grabe emporsteigt, um, über mich gebeugt, an meinem innersten Mark zu zehren, wie der Geyer des Prometheus — mit dem Unterschied, daß mein Blut nicht nachwächst und es daher mit mir zu Ende geht. — Es ist eine weißgekleidete, weibliche Gestalt, todtenbleich, starr, grauenhaft wie Ihre Ahnfrau es war, nur auf den fahlen Lippen Tropfen des frischen Blutes, das sie sauget. Es ist ein Weib, das seit Jahren gegen mein Geschlecht wüthet, weil mein Urgroßvater sie ermordet hat. Seitdem sind mein Großvater und mein Vater vor der Zeit gestorben; derselbe Dämon hat sie fortgerafft, der auch mich quält. — In jener Zeit, als noch die individuellen Entwickelungen ungehinderter waren; als der Mensch noch mehr seine Kraft und weniger das Gesetz fühlte; als in einfacheren Lebensverhältnissen noch That und Un-

that in grelleren Farben, in maßloserem Ueberschreiten sich geltend machte, da hat die Leidenschaft meines Ahns den Fluch auf uns gebracht. Er hat die Stiefmutter seiner Verlobten erschlagen, weil diese das Mädchen durch Mißhandlungen zwingen wollte, in's Kloster zu gehen. Ich will die Geschichte nicht weiter erzählen; sie lautet wie aus einem schlechten Roman genommen; aber leider ist sie kein Roman, sondern wahr, und ihre Wahrheit enthüllt mir die Zeit der Ruhe und des Friedens für alle Anderen, die Nacht, deren ewig wiederholte Schrecken mich aufreiben. Meine Nächte sind mein Tod.«

Während Benedict dieß erzählte, entging es ihm nicht, daß seine Worte einen tiefen, ja erschütternden Eindruck auf Clotilde machten. In so schmerzlicher Aufregung er selbst auch war, unterließ dieß dennoch nicht, ihm ein höchst wolthuendes Gefühl zu verursachen, eine Freude und eine Hoffnung; und so ertappte er sich endlich darauf, daß er, innerlich mehr und mehr getröstet, die Geschichte seines Leidens mit dunkleren Farben und hoffnungsloser darstellte und ausmalte, als sie eigentlich in der

That seyn mochte. Es reizte ihn, die Theilnahme Clotilden's immer höher zu spannen, er freute sich des Effectes seiner Geschichte, er berauschte sich darin.

Clotilde antwortete: »Ich kann nicht ganz an die Wirklichkeit Ihrer Erscheinung glauben; aber die bloße Einbildung ist schon schrecklich genug. Gibt Ihnen denn der Arzt keine Hoffnung, Sie zu befreien, ehe es —«

»Ehe es zu spät ist, wollen Sie sagen. O Gott, ich weiß am besten, daß keine Rettung möglich ist. Doch, ja, es gibt ein Mittel mich zu befreien: ich habe die innerste Ueberzeugung, daß mir die Ruhe wieder gegeben ist, wenn es mir gelingt, meiner Vampyrgestalt mit irgend einer Waffe das Herz zu durchstechen; ich glaube, daß sie dadurch getödtet werden kann.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Nun, es ist eine innere Offenbarung, ich habe den lebendigen Glauben, die feste Ueberzeugung. Aber das Mittel dazu! Ich bin wach, ich bin aller meiner Sinne Herr, wenn es über mich kommt, so gut,

wie ich es in diesem Augenblick bin — ich bemerke den geringsten Nebenumstand, sehe die Thür sich öffnen, sehe den Schritt, die leiseste Bewegung der Gestalt, kenne jede Runzel ihres scheußlichen Gesichtes — doch die Bewegung mangelt mir; im Begriffe nach meinem Dolche zu greifen, nehm' ich jedesmal wahr, daß meine Glieder schwer wie Stein, wie festschmiedet sind, und obwol mich der erste Schrei befreit, denn alsdann verschwindet das Phantom, bin ich doch nicht im Stande, den leisesten Laut zu stammeln. Ich muß geduldig zusehen, wie es sich über mich wirft, und erst, wenn der Schmerz in meinem Herzen zu unerträglich wird, gewinne ich die Macht, eine Bewegung zu machen; dann ist Alles vorüber und fort.«

»Doch genug,« fuhr er nach einer Pause fort, »lassen wir es; es thut mir leid, daß ich Ihre harmlose Phantasie mit einem so schrecklichen Bilde erfüllt und in Ihr Gemüth den Schmerz des Mitleid geworfen habe. Ich würde es nie gethan haben, — wenn nicht,« setzte er zögernd hinzu, »mir zu viel daran gelegen wäre, mich wegen eines anscheinenden

Uebermaßes von lächerlicher Furcht in Ihren Augen zu rechtfertigen.«

»Benedict!« sagte Clotilde weich, und fuhr dann fort: »ich bitte Sie, führen Sie mich nach Hause; es dunkelt!«

VI.

»Heinrich,« sagte Benedict am anderen Tage zu seinem Freunde, »ich bitte Dich, versuche noch einmal Deine Kunst an mir; ich will Dir ja gern glauben, daß meine nächtlichen Gesichte nichts als Hallucination, nichts als der Alp sind, aber ich bitte Dich, heile mich endlich davon; ich möchte zu gern zu einem frischen, thatkräftigen Leben genesen; es scheint mir plötzlich so heiter und klar, dieß Leben, wenn man es von der rechten Seite anzufassen weiß; o ich könnte ihm einen unendlichen Reiz abgewinnen, — und alles Düstere, alles Traurige vergessen; ich fühle Muth, mitten in's Getümmel mich zu stürzen; aber dieß vermaledeite Siechthum, diese Nerven! O gib mir ein Mittel! ich thue Alles, was Du willst, ich schlucke

ein Meer von Deinen Tropfen, ich thue das Aller-äußerste, was einem lebendigen, nicht zu dem Geschlechte der Biber gehörenden Wesen angesonnen werden kann, ich gebrauche die Wasserkur — nur schaff' mir den Alp vom Leibe!«

»Benedict!« rief Heinrich freudig überrascht aus, »ei, mein Gott, Du bist ja schon zur Hälfte genesen; Deine fixe Idee ist ja fort! wie geht das nur zu? Nicht wahr, Du siehst ein, daß Du nur an einem, durch seine häufige Wiederkehr verschlimmerten Alpdrücken leidest?«

»Nun, nun, nicht so rasch! so weit sind wir noch nicht; aber ich gäbe viel darum, wenn ich es glauben und der Hoffnung der Genesung leben könnte!«

»Du beginnst doch mindestens, an Deiner abenteuerlichen Stiefmuttergeschichte einen gelinden Zweifel zu fassen? Und wer hat dieß Wunder bewirkt?«

»Clotilde, oder vielmehr —«

»Dacht' ich's doch!« rief lächelnd Heinrich aus.

»Was dachtest Du? Du Sensualist, Du Mann der Materie, Du Simsongeschlagener, Du Fuchsschwanzfackeln-beschädigter Philister!«

»Nun, erzähle nur das Wie und zanke nachher!«

»Ich habe meine Geschichte Clotilden mitgetheilt; und, denke Dir, wie ich recht so mitten im Erzählen bin, da fällt mir plötzlich ein: aber ist denn das Alles auch wirklich wahr? es wurde mir so seltsam traumhaft zu Muthe, und am Ende kam ich mir sammt meiner Geschichte wie eine Fabel vor. Und jetzt bei diesem heiteren Morgen, dessen Sonne so klar und sorgenbannend in's Fenster schaut, als gäb' es gar keine Nacht, ist mir es wieder so, als sey ich ein Thor, der das Leben verträumt, statt es mit beiden Armen zu ergreifen. Ach, — die nächste Nacht vielleicht wird mich eines Anderen belehren!«

»Ich kann Dich versichern,« sagte Heinrich, seinen Freund mit einem schlauen Ausdruck seines Blickes beobachtend, »daß Deine Geschichte auf Clotilden einen großen Eindruck gemacht und sie mit tiefer Theilnahme erfüllt hat. Sie hat mich heute zu sich rufen lassen; als ich kam, schien sie verweinte Augen zu haben und sah so angegriffen aus, daß ich glaubte, sie wolle meinen Beistand. Aber was war's? sie wollte nichts, als tausend Fragen über fixe Ideen

an mich stellen. Ich habe Ihr Alles mitgetheilt, was ich über die Materie wußte und noch ein halb Mal mehr. Ich habe Ihr gesagt, daß an der Deinigen meine Kunst gescheitert sey: und daß man sie schonen müsse, und daß nur, indem man ihr nachgebe und von dem Standpuncte der fixen Idee selber ausgehe, mir eine Heilung möglich scheine.

»Und was hat sie geantwortet?«

»Ja, du lieber Gott, Vieles; aber Du weißt, uns Aerzten gewöhnt das Symptome-Aufzählen unserer Patienten eine leidige Zerstreutheit an. Man kann unmöglich Alles anhören, was man schon weiß. Aber ich muß zur Stadt zurück. Du wirst die Nacht über hier bleiben, nicht wahr? Ja, thu' das; ich verordne Dir die Landluft von Dolenstein als Vorkur, vielleicht kommt dann die einen Monat dauernde Honigkur, welche die wirksamste von allen ist, hinterher. Ich hoffe, sie schlägt an. Behüte Dich Gott bis dahin, mein armer Freund.«

Der Arzt eilte hinaus, um in seiner Droschke, die unten vor der Gartenthür hielt, zu seinen anderen Patienten in der Stadt zu kommen.

Benedict blieb — gehorsam den Vorschriften seines Freundes. Doch wurde ihm der Tag recht lang; weder zu Mittag noch zum Abendessen ließ Clotilde sich blicken; sie hatte sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen und wollte Niemand sehen, zur großen Beunruhigung der Ihrigen, welche solche einsiedlerische Neigungen früher nie an ihr wahrgenommen hatten. — Aber — gehen nicht oft noch ganz andere Veränderungen in dem Herzen eines Weibes vor, als dieß Suchen der Einsamkeit, worin die lebenslustige Clotilde sich einspinnt? Welche Veränderung geht mit der Aloe vor, die Ihr nur einmal blühen seht, wie das Gemüth eines Weibes? Wo ist die grüne, stille Knospe geblieben, wenn der rothe, flammende Kelch ausgeschlagen?

Wer weiß, welche Gedanken, welche neue, plötzlich aufgeblühte, sinneberauschende Gedanken unter der hohen Stirne Clotilden's glühen?

Niemand hat sie beobachten können an jenem Tage, den sie einsam auf ihrem Zimmer zubrachte.

VII.

Benedict blieb den Tag über in Dolenstein, und als er nach dem Nachtessen mit dem Ministerialrath in ein lang sich ausspinnendes Gespräch gerathen, ließ ihn der Hausherr, der eine ganz besondere Vorliebe für ihn gefaßt zu haben schien, nicht mehr in die Stadt heimkehren, sondern geleitete ihn auf sein Zimmer, das ein für allemal für ihn in Bereitschaft stand.

Benedict fühlte, als er sich zur Ruhe gelegt hatte, zum ersten Mal in seiner ganzen Gewalt und Macht den Einfluß, den Clotilde auf ihn übte: der Umstand, daß er sie den Tag über nicht gesehen, hatte ihm eine wahrhaft peinigende Sehnsucht nach ihrem

Anblick verursacht; jetzt aber ergriff ihn zudem eine so quälende Sorge und Unruhe um sie und über die Gründe ihrer Zurückgezogenheit, es stachelten ihn so sehr die lebhaftesten Gewissensbisse, daß er wahrscheinlich durch seine Klagen, die er in diesem Augenblick fast mit derselben Heftigkeit wie seinen Dämon vermaledeite, ihre Ruhe und Harmlosigkeit erschüttert — daß es ihm klar wurde, er habe seine ganze Seele an sie dahin gegeben. Ein seltsames Gefühl! eine Art Grimm, sich mit jedem Gedanken und mit jeder Fiber des Herzens in der Gewalt eines fremden Wesens zu wissen: und wieder ein Schwelgen in einer Entzückung, ein Gefühl von der Poesie der Unendlichkeit! Benedict kannte sich nicht mehr.

Er hörte nach der Reihe die Stunden der Nacht von einer großen Wanduhr unten im Corridor schlagen, deren Klang hell durch das ganze, todtenstille Landhaus hallte.

»Drei Viertel auf Ein's« sagte er: »nun kommt auch noch der Mond, der mich immer wach hält;

ich hoffe, ich schlafe die Nacht nicht und bleibe einmal wieder verschont!«

Vor seiner Thür ließ sich ein Geräusch hören. Es faßte leise den Drücker am Schlosse an und öffnete.

Benedict erbebte; ein Todeserkalten legte sich über ihn, machte seine Glieder schwer wie Blei, schnürte ihm mit den Fesseln der Angst den Athem fest — das Phantom, das scheußliche Vampyrwesen, dem sein Leben verfallen schien, schwebte in seine Schlafkammer, es stand zögernd einige Augenblicke in der geöffneten Thür und kam, von einigen spärlichen Mondstrahlen beleuchtet, näher — ganz wie er es kannte und fürchtete!

Aber nein, Benedict riß weit die Augen auf; er fühlte, wie seine Wimper sich bewegte, er erkaltete nicht, seine Glieder waren nicht schwer wie Blei, er war ihrer völlig Herr, er fühlte die Fesseln der Angst nicht die Bewegung seiner Brust hemmen, — kurz, er fühlte, daß er wachte. Wie ein Blitz schoß es durch seine Seele, eine unendlich selige Ueberzeugung: er hatte doch geträumt in seinen Schreckensnächten;

er fühlte jetzt, daß es ein anderer Zustand gewesen, ein krankhaftes Schwanken zwischen Traum und Wachen: ja, sein Spuk war eine Einbildung!

Diese Ueberzeugung stieg in wenig Secunden in ihm auf; im nächsten Augenblick hörte er einen unterdrückten Schrei der verschleierten Gestalt, der ihr entfuhr, als er eine Bewegung machte, sich aufzurichten. Sie wandte sich, sie erfaßte wieder das Schloß der Thür, und dann sank sie auf den Boden wie aller Kraft beraubt nieder. Benedict sprang auf, schlug seinen Mantel um sich und stand im nächsten Augenblick neben der Erscheinung. Sie fuhr empor wie in äußerster krampfhafter Anstrengung. Benedict ergriff ihren Arm — das Mondlicht fiel in ihre todesbleichen Züge — es war Clotilde.

»Clotilde — Sie?!«

Sie hörte nicht, sie entwand sich ihm, sie floh mit athemloser Eile — ihre langen, weiten Gewänder flatterten ihr über den Corridor nach; sie war verschwunden, und in der Ferne schlug heftig eine Thür zu.

Benedict schloß während des Restes dieser Nacht die Wimper nicht mehr.

In stürmischer Aufregung trieb er sich während der Morgenstunden umher. Dann faßte er ein Herz und ohne sich abweisen zu lassen, drang er in die Zimmer Clotilden's. Sie sah blaß und leidend aus: wie gebrochen lag sie auf einer Ottomanne.

»O Gott, schonen Sie mich« — rief sie ihm entgegen — »stellen Sie keine Fragen an mich — ich habe nicht gehofft, daß ich nach dieser Scene leben würde: ich hoffte, Sie würden mich tödten!«

»Ich, Sie tödten!« rief Benedict mit dem Tone der äußersten Ueberraschung aus; »und weßhalb, Clotilde?«

»Um Ihrer Rettung, Ihrer Heilung willen!« versetzte sie; »ich hoffte, Sie würden mich für das Phantom halten, welches Ihr Leben bedroht, Sie tödten will, und von dem Sie nur befreit werden, wie sie mich versicherten, wenn Sie es wach ertappen und niederstoßen. Der Arzt sagte mir, nur durch Nachgeben und indem man vom Standpuncte Ihres

— wie soll ich es nennen — Vorurtheils aus Sie behandle, seyen Sie davon zu heilen.«

Clotilde sagte dieß von dem Weinen der höchsten Scham und Verlegenheit vielfach unterbrochen. Ihr Gesicht verbarg sie mit beiden Händen.

»Und Sie wollten für mich sterben, Sie erwarteten den Tod von mir!«

»O Gott, ich sagte es ja, — ja, ja! ich wäre lieber gestorben, als vom Zagen so übermannt und von Ihnen so überrascht zu seyn! Aber,« fuhr Sie plötzlich auf, »ich bitte Sie, Benedict, ich bitte Sie um des Himmels willen und bei Allem, was Ihnen theuer ist, legen Sie meinen Schritt nicht unrecht aus! schieben Sie ihm keinen anderen, keinen thörichteren Beweggrund unter, als bloß und einzig verletzten Stolz. Sie hatten mich, Sie hatten mein Geschlecht beleidigt; ich sah es Ihnen an, daß Sie mich geringschätzten; ich wollte Ihnen zeigen, wessen ein Weib fähig ist, und auch ein geistig auf keiner größeren Höhe stehendes Weib! Ja, ich wollte Ihnen ein großartiges Beispiel von dem Heroismus, der

Selbstopferung, der Entsagungskraft in uns geben: nur das wollte ich, Sie heilen und Sie beschämen und mich rächen auf eine Weise, die mich vor mir selber in einem edlen und glänzenden Lichte erscheinen ließ. Ich habe mich nach einer solchen heroischen That gesehnt; meine Gedanken hatten oft im Reiche der Möglichkeit ähnliche Situationen aufgesucht und mit ähnlichen todtverachtenden Lösungen sich beschäftigt. Ich faßte den Muth, nicht zu zaudern, als jetzt die Wirklichkeit mich zur That aufforderte. Ich wollte ein Leben retten, das, wenn es gesundet durch Geist, durch Eifer für Wahrheit und Recht, durch alle die Eigenschaften, womit der Mann nachhaltig in seine Zeit eingreift, unendlich wolthätig wirken konnte; das Mittel war ein anderes Leben, welches unbeachtet, spurlos und ohne Kraft und Gelegenheit, je bedeutsam und wolthätig zu werden, dahinfließt. Durfte ich da Anstand nehmen, durfte ich feig berücksichtigen, daß dieß letztere, werthlose Leben zufällig mein Leben war? — Nein! ich war entschlossen, nach einem heftigen, aber kurzen Kampfe; ich habe Ihrem Dolche trotzen wollen. Daß mir be-

vorstand, auch der Verkennung meines Schrittes von Ihrer Seite trotzen zu müssen, daran hab' ich nicht gedacht. O Gott, daß ich lebe, Ihnen dieß Alles zu gestehen! Ich bin tief gedemüthigt. Ich habe einen Anlauf zu einer Heldin genommen und nun steh' ich vor Ihnen wie ein unbesonnenes Kind. Ja, es ist eine Kinderei daraus geworden. Nur den einen Trost geben Sie mir, daß Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, mein Entschluß ging aus einem Verlangen nach einer That hervor, das ich hegte, lange bevor ich Sie kannte — und Ihnen gegenüber nur aus verletztem Stolze!«

Benedict's Situation hatte zu viel Vortheilhaftes für ihn, als daß er davon hätte Gebrauch machen können. Er versetzte deßhalb:

»Sie nennen Ihr Beginnen kindisch, Clotilde? o, so lassen Sie mich Ihnen zuerst sagen, daß Sie in der That von meinem Phantom mich befreit haben, von dem wenigstens, was für mich das Schrecklichste daran war, von einem Aberglauben, meiner fixen Idee, wenn Sie wollen. Ich war wach, als

Sie kamen; ich sah allerdings zuerst in Ihnen meinen Quälgeist: aber nach wenigen Augenblicken fühlte ich auch den Unterschied zwischen wahrem, wirklichem Wachen und geträumtem. Ich weiß jetzt, daß ich erträumt habe, was mir früher wesenhafte Wirklichkeit schien. Aber auch in einem höheren Sinne haben Sie mir ein Leben, ein neues Leben gewährt. Ich weiß nicht, ob es zart und feinfühlend ist, in unserer heutigen Situation es Ihnen zu sagen; und doch sind meine Sinne in einem Aufruhr, daß ich eben so wenig weiß, ob ich noch lange das Schweigen werde beobachten können, welches ich mir auferlege. Clotilde, wenn ich nun wirklich in meiner abergläubischen Manie Sie getödtet hätte, haben Sie nicht bedacht, daß ich dann aus Gram über meine That entweder die Waffe, die von Ihrem Blute geröthet, sogleich nach der Entdeckung der Wahrheit hätte gegen mich richten müssen, oder daß ich gestorben wäre aus Schmerz?«

»Ich habe Ihnen schon gestehen müssen, daß ich kindisch war!«

»So kindisch und so unendlich groß, so erhaben, so herrlich, so anbetungswürdig! O hätte ich Worte, mit denen ich sagen könnte, wie groß Ihr Bild sich in meiner Seele spiegelt, mit welcher glühenden Leidenschaft, mit welcher Qual und welcher Seligkeit ich Sie liebe!«

»Sie werden keinen Mißbrauch von der Lage machen wollen, in welche meine Unbesonnenheit mich gebracht hat,« versetzte Clotilde entrüstet. »Ich bin genug gedemüthigt.« Sie erhob sich und verließ das Zimmer.

Auch Benedict fühlte sich gedemüthigt und zwar bitter und tief. Wie groß und herrlich schien ihm dieß Mädchen mit ihrem Drang nach einer großen That der Selbstverleugnung, mit ihrer rücksichtslosen Opferfähigkeit, wie unendlich rührend bei solcher Seelengröße das Unüberlegte, Kindische ihrer unausführbaren Idee! Er dachte an die inneren Kämpfe, welche sie am verflossenen Tage zu bestehen gehabt haben mußte, während er schon selbst nicht mehr recht an seine nervenfieche Laune geglaubt. Wie

klein erschien er sich selber, wie seine Innerlichkeit mit ihrem rathlosen Nichtfortkönnen über den Schmerz und die Thorheit der Welt, mit ihrer unverdaulichen Philantropie so mattselig, einer solchen »Aeußerlichkeit« gegenüber, wie er sie früher gescholten hatte, die ohne langes Besinnen und ohne Rücksicht auf sich, das Rechte oder, wenn dieß nicht, das Unrechte doch mit einem unendlichen Heldenmuth ergreift!

Benedict wurde ein anderer Mensch nach dieser Nacht! —

Aber — war es denn bloßer, kindisch-heldenmüthiger Drang nach einer großen und edlen That, was Clotilde bewegt hatte? Sollte nicht ein anderer, für Benedict beglückenderer Beweggrund in ihrer Seele sich geltend gemacht haben? O gewiß! Ihre That hatte ja dadurch erst ihre wahre Bedeutung, sie bekam ja dadurch erst rechte Möglichkeit und Inhalt und eigentlichen Sinn.

Clotilde ließ sich an diesem und am anderen Tage nicht mehr vor Benedict sehen. Er schrieb an sie; einen Brief voll Leidenschaft und Glut, ein wahres

Muster von einem hinreißenden Liebesbriefe. Clotilde beantwortete ihn nicht, keine Sylbe.

Benedict schrieb noch einmal und zwar folgendes Billet.

»Wenn nichts in Ihrem Herzen gegen mich spricht, Clotilde! sagen Sie selbst, sollte es nicht am gescheidtesten seyn — damit wir nach der Situation jener Nacht nicht vor einander ewig wieder zu erröthen brauchen — wir heirathen uns?«

Nach einer Stunde kam eine Antwort. Benedict riß das kleine duftige, Blättchen auseinander und fand die Worte:

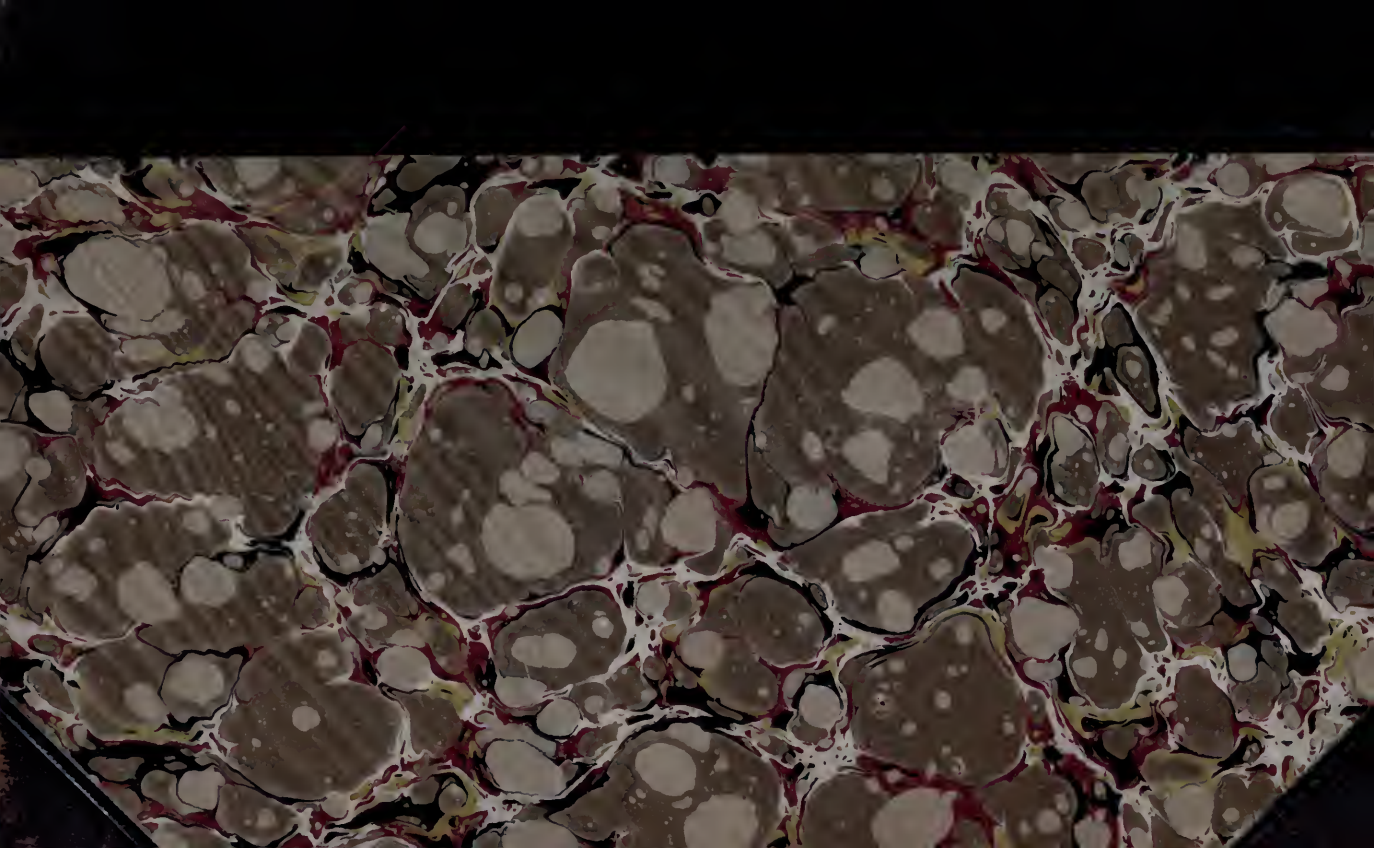
»Ich bin Ihrer Ansicht! Sprechen Sie mit meinem Vater.«

Der Ministerialrath machte keine Schwierigkeiten; denn er hatte lange schon ein Auge auf den reichen Sohn seines verstorbenen Freundes als eine Parthie für seine Tochter geworfen; und noch am Ende desselben Tages gestand Clotilde, ihr Gesicht an Benedict's Brust bergend, daß sie allerdings noch einen mächtigeren Beweggrund als bloßen »verletzten Stolz«

zu ihrer kühnen That in sich gefühlt habe. Die Freude allein schon hätte Benedict genesen lassen. Doch sandte Heinrich ihn erst in ein Seebad und packte während seiner Abwesenheit alle seine bunten Habseligkeiten zusammen, um sie in einer lichten und glänzend eingerichteten Wohnung in der Neustadt wieder aufzustellen, die Clotilde vorzog und in der Benedict sich nun plötzlich auch heimisch zu finden wußte. Er war ja genesen; er fühlte, daß für Charactere seiner Art das Glück das beste Heilmittel, der beste Vermittler zwischen Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, der beste philosophische Standpunct ist, um über das Wehe dieser »schlechtesten« Welt fortzukommen: und bis an sein Lebensende wird er — hoffen wir — fühlen, daß das beste Glück ein Weib wie Clotilde ist.

Ueber die ganze Geschichte war Niemand mehr erstaunt als Fräulein Emma! »Mein Gott,« sagte sie, »hat der endlich eine Frau gefunden, die ihm geantwortet hat: ich verlange einen Mann wie Sie sind! Und nun die stolze, königliche Clotilde gar;

die beiden Extreme! — Mama, ich kann aber doch meinen alten Blondenbesatz nicht mehr bei der Hochzeit tragen!«

Ende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.